Die

Eingewanderten,

Volksroman

v. R. Lange.

2ter Band.

Berlin.

1871.

[illegible] u. Hempel.

Silbergroschenbibliothek

liche sein Leben wenigstens noch zehn bis zwanzig Tage fristen, und da der Keller geräumig genug war, so war auch die Gefahr des Erstickens nicht zu besorgen.

Wenn aber diese Zeit um war, was dann?

Bis dahin mußte ja die Muttergottes Maria-Taferl ihr Versprechen erfüllt und den Unglücklichen gerettet haben.

Mit dieser Zuversicht legte sich Afra zu Bette, erhob sich beim Grauen des Tages, zog wieder die kleidsame Tiroler-Tracht an, setzte den breitbändrigen grünen Hut mit den verwelkten Alpenrosen und dem abgeblaßten Edelweiß auf die blonden Locken, barg die Verlassenschaft der Muhme auf dem Busen und verließ um 3 Uhr Morgens den „blauen Herrgott."

An der Mariahilfer-Linie kaufte sie sich einen Pilgerstock mit dem kleinen Holzkreuze darauf, das sie mit Wachholder-Aestlein umgab, hing um den Nacken ein Bild der Muttergottes vom Sonntagsberg und in der Linken den Rosenkranz, in der Rechten den Pilgerstock, wanderte sie, eine echte Wallfahrerin, muthig und allein zur Linie hinaus gegen Westen, dem Wienerwalde zu.

**Ende des ersten Theiles.**

# Zweiter Theil.

## 1. Kapitel.

## Die Wegelagerer von der Tannering.

Die reizenden malerischen Berge, Thäler und Schluchten des Wienerwaldes im Westen der Residenz sind selbst heute, wo die Elisabeth-Bahn mitten durch dieselben führt, im Verhältnisse zu den überfüllten südlichen Sommerfrischen Mödling, Brühl, Baden, Vöslau, noch immer zu sehr vernachlässigt, — in jener Zeit aber, die wir schildern, waren sie völlig öde und einsam, die Poststraße zog sich von Purkersdorf über Gablitz, Ried, Sieghartskirchen, Perschling nach St. Pölten und die Straße, welche von Purkersdorf nach Preßbaum abzweigte, um über Rekawinkel, Neu-Lengbach und Böhmkirchen endlich ebenfalls die Kreisstadt des Viertels ober dem Wienerwald zu erreichen, war nur für Holz- und Kohlenwagen und Privat-Equipagen bestimmt, welche ihren Weg nehmen konnten, wie sie wollten.

Eine solche Privat-Chaise mit zwei tüchtigen Pferden bespannt, mit einem bordirten Kutscher auf dem Bocke hatte am selben Tage, als Afra Wien beim Morgengrauen verließ, gegen Mittag ihren Weg zur Mariahilfer-Linie hinaus über Penzing genommen. Im Wagen saß unsere alte Freundin, die Gräfin Julie Antoinette Hortense Unteil-Sarmage in stattlichen Reisekleidern, auf dem Kopfe aber einen jener Riesenhüte, deren Form lebhaft an das Dach einer aufgespannten Kalesche erinnert, und welche durch die über den Rand herabnickenden Straußenfedern nicht weniger lächerlich wurden.

Auf dem Bocke paradirte der alte Kammerdiener Charles Louis François Thierry in anmuthiger Haltung neben dem breitschultrigen Kutscher.

Obwohl nun die Frau Gräfin, die ganz allein in der offenen, bequemen Reise-Kalesche saß, ihren alten Vertrauten jeden Augenblick um etwas zu fragen hatte, bei welcher Gelegenheit dann jedesmal der Wagen halten mußte, damit man sich verständlich machen konnte, so fiel es der aristokratischen Dame doch nicht ein, den Kammerdiener zu sich in die Chaise setzen zu lassen und wäre sie auch auf den Gedanken gekommen, wir glauben, Herr

Thierry, der als echter Vatet de chambre den Abstand zu gut fühlte, der zwischen ihm und einer gebornen Barbeci aus der Provence existirte, hätte seinen Platz auf dem Kutschbock um keinen Preis verlassen wollen.

Eine andere Eigenthümlichkeit dieser seltsamen Reisegesellschaft war die, daß die Gräfin, welche doch vollkommen gut deutsch verstand und sprach, alle Befehle, die sie dem Kutscher zu geben hatte, zuerst in französischer Sprache dem Kammerdiener gab, der sie dann dem Rosselenker mittheilte.

Wahrscheinlich fand sie einen Menschen, der nichts war, als ein Kutscher, gar nicht würdig, von den erhabenen Lippen einer Unteil-Sarmage angesprochen zu werden.

Wie wir wissen, war St. Pölten das Reise-Ziel der vornehmen Dame; sie wollte dort ihren Sohn Henri, die Frucht ihres strafbaren Verhältnisses mit dem Schauspieler Theophile Argout, finden.

Bis Purkersdorf nahm die Equipage der Gräfin denselben Weg. welchen die zu Fuße pilgernde Wallfahrerin Afra eingeschlagen hatte, in Purkersdorf aber hatte Afra, nachdem sie ein Bischen Suppe und gewässerten Wein genossen, ihren Weg über Gablitz fortgesetzt, während die Gräfin, welche

die erste Poststation vor Wien nach 3 Uhr erreichte, jene Straße einschlug, mit welcher heutzutage die Westbahn parallel läuft.

Es war gegen fünf Uhr, die Sonne, die bislang heiß gebrannt, versteckte sich hinter dunstigen Wolken, die Luft wurde drückend schwül, — dunkler färbten sich die Schichten des Firmamentes, ein Wetter schien aufsteigen zu wollen.

„Thierry!“ rief die Gräfin.

„Frau Gräfin?“ lautete die Antwort.

„Ich glaube, wir bekommen ein Gewitter,“ meinte die Gebieterin.

„Es sieht ganz darnach aus,“ bestätigte der Diener.

„Du weißt, daß meine Nerven das Blitzen und Donnern nicht vertragen“, fuhr die Dame fort, „besonders auf einer einsamen Straße im Walde, wo es jeden Augenblick in die Bäume rechts und links einschlagen kann. Frage doch den Kerl an Deiner Seite, ob hier herum nicht irgend ein Obdach zu finden, wo man das Wetter vorüberziehen lassen und gleichzeitig Kaffee trinken kann.“

Der Kutscher, ein Bauernbursche aus der Gegend, den man nur bei Janschky in die Livrée gesteckt hatte, erwiderte, als ihm Thierry die Frage verdeutschte:

„Ah freilich, auf der Tannering ist's ganz prächtig."

„Also nach der Tannering und dort halten!" befahl die Gräfin.

Die Eisenbahn-Station Preßbaum, heutzutage ein beliebter Ausgangspunkt für Partien in's Gebirge, wurde damals gewöhnlich „auf der Tannering" genannt, im engeren Sinne verstand man darunter ein einzeln stehendes Forst- und Wirthshaus, vor welchem das Hirschgeweih eben so gut wie der Weinzeiger dem Reisenden winkte, der auf dem weiten Wege von Purkersdorf bis Rekawinkel hier Rast und Zwischenstation halten wollte. Wahrscheinlich hatte das anmuthige Gehöfte seinen Namen von den Tannen erhalten, die es in der Entfernung eines Büchsenschusses wie ein Ring umgaben.

Die Frau Försterin war zugleich eine gute Wirthin und ausgezeichnete Köchin, besonders ihr Kaffee erfreute sich eines wohlverdienten Rufes und sie bildete sich nicht wenig darauf ein.

Förster und Försterin standen am Thore, als die Equipage der Gräfin in den Hof fuhr, und empfingen die Ankommenden mit freundlichen, höflichen Grüßen.

Die Gräfin nickte ein wenig mit dem Kopfe, Thierry rief den Hausherrnleuten ein herablassendes

„Bon soir!“ zu und führte dann die Gräfin in den Hausgarten, wo in einem hölzernen, von Bohnen umrankten Gartenhäuschen ein Tisch gedeckt stand.

„Was sind das für Leute?“ fragte der Förster unmuthig den Kutscher.

„Hm! Franzosen jedenfalls,“ antwortete der Pferdelenker, „haben den ganzen Weg französisch parlirt, — die alte Schachtel stinkt vor Hochmuth.“

„Man merkt's,“ setzte die Försterin hinzu.

In diesem Augenblicke kam Thierry hastig und wichtig thuend gerannt und commandirte:

„Rasch! rasch! die Gräfin wünscht Kaffee à la crême, das heißt mit „Obers,“ wie man hier zu Lande einfältiger Weise sagt, — dazu etwas Butter und weißes Brod.“

„Sagen Sie der Frau Gräfin, in einer Viertelstunde wird Alles fertig sein,“ erwiderte die Försterin. „Butter, Brod und Wasser schicke ich sogleich durch meine Magd, den Kaffee werde ich selber machen.“

„Protestire! protestire!“ rief Thierry, eifrig beide Hände erhebend.

„Wie meinen Sie?“ fragte die Försterin überrascht.

„Ich will damit sagen,“ versetzte Thierry, „daß die Frau Gräfin sich den Kaffee nur von Händen bereiten läßt, die sie kennt, weshalb ich den Kaffee bereiten werde. Wo ist die Küche?“

Eine größere Beleidigung hätte man der wackeren Frau nicht anthun können.

„Glaubt denn die Frau Gräfin, unsere Hände sind nicht gewaschen,“ rief sie mit Entrüstung, dem alten Kammerdiener ihre weißen, sauberen Hände unter die Nase haltend, „übrigens was geht's mich an, — jedem Narren gefällt seine Kappe, — und wenn die Frau Gräfin sich einbildet, daß Sie einen besseren Kaffee kochen, als ich, — ha! ha! ha! so soll sie sich denselben nur schmecken lassen, — uns muß es Ehre genug sein, wenn Ihre gräfliche Gnaden von unseren Kühen das Obers zu nehmen geruht. Na, kommen Sie, Sie alte Bachstelze, ich will Ihnen die Küche zeigen.“

„Grobes deutsches Volk!“ brummte der Kammerdiener, der Försterin folgend.

Als diese, nachdem sie dem alten Kammerdiener Alles an die Hand gegeben, wieder aus der Küche trat, stieß sie auf ihren Gatten, der, vollständig angezogen, eben das Gewehr über die Schulter warf.

„Wohin, Georg?“ fragte die Frau.

„Es hat mir am Zagler-Kreuz ein Rehbock gewechselt," antwortete der Förster, „dem will ich nachgehen und wenn ich bis auf den Troppberg käme."

„Du scheinst also nicht Lust zu haben, die Frau Gräfin zu begleiten?"

„Fällt mir nicht ein."

„s'ist aber nicht geheuer um Rekawinkel herum, — die „schwarzen Brüder" spuken wieder" —

„Ah pah! das hochnasige Volk soll sich selber helfen."

„Gib ihnen wenigstens den Jung' mit."

„Den hab' ich gegen Erlbart und Breitenfurt geschickt, weil mir verzunden (verrathen) worden, daß die Wilderer den jungen Hasen Maxen legen" —

„Aber allein können sie doch nicht fahren" —

„Warum nicht? s'wär' ein wahres Glück, wenn alle Franzosen der Teufel holte. Gute Nacht, Sepherl."

„Gute Nacht, Georg."

Der Förster nahm seinen Weg gegen den Wald zu, seine Ehefrau aber ging in den Garten, um den Tisch für das Gouter der gnädigen Frau Gräfin zu arrangiren.

Neben der Küchenthüre aber saß ein zerlumpter

Bettler, dem die Försterin aus purer Barmherzigkeit eine Schüssel Milch und ein großes Stück Brod geschenkt hatte, das er mit seinem Messer in die Milch schnitt und dann diese Brod-Milch-Suppe heißhungrig auslöffelte.

Allein so gierig er auch seine hungrigen Blicke in die Tiefe der Schüssel senkte, so hatten seine lauschenden Ohren doch kein Wort von der Unterredung des Försters mit seiner Gattin verloren. Und als er vernahm, daß weder der Forstmeister noch sein Jung' mit ihren sicheren Stutzen den Reisewagen begleiten würden, da sprach sich auf seinem wettergebräunten Gesichte eine große Befriedigung aus.

Er wartete, bis Herr und Frau, diese im Garten, jener im Tannen-Dickicht verschwunden waren, dann stellte er die Schüssel mit einem schnarrenden „Vergelt's Gott" in die Küche und machte sich auf die Beine. Anfangs langsam humpelnd, dann aber, als er den Wald erreicht hatte, aus Leibeskräften laufend, wie Jemand, der eine wichtige Botschaft zu bestellen hat.

Nach einiger Zeit kam Thierry aus der Küche und trug mit einer Miene des Triumphes den von ihm bereiteten Kaffee an der höhnisch lachenden Wirthin vorüber.

Er bediente seine erhabene Gebieterin in der Laube mit jener vollendeten Aufmerksamkeit, welche den echten Kammerdiener kennzeichnet. Während sie ihre Jause mit dem gewohnten Appetite verzehrte, schickte sie den Getreuen hinaus, nach dem Wetter zu sehen.

Es war wohl sehr trübe, aber der Donner grollte in größerer Entfernung und die Schwalben, die früher sehr nieder geflogen waren, schwangen sich jetzt wieder hinauf in die Luft.

„Nun, hat's der Frau Gräfin geschmeckt?“ fragte die Wirthin höhnisch.

„Ja, sehr,“ antwortete Thierry, scharf betonend, „Ihr Obers, Frau Wirthin, und Ihre Butter sind superbe.“

„Ich bin keine Wirthin,“ entgegnete sie trocken, „ich bin hier die Försterin und 's ist nur eine Gefälligkeit von mir, wenn ich den Leuten was gebe.“

„Pardon, Frau Försterin, — das wußte ich nicht,“ meinte Thierry, halb höflich, halb ironisch, „übrigens danken wir für die Gefälligkeit und werden nicht ermangeln, dieselbe gut zu bezahlen. Jedoch könnten Sie uns noch einen Gefallen thun.“

„Na?“ fragte schnippisch die Försterin von der Tannering.

„Sie müssen doch die Gegend und die Wetterwinkel hier herum kennen,“ fuhr Thierry fort, „glauben Sie, daß das Gewitter zum Ausbruche kommt?“

Die Frau blickte prüfend nach allen Himmelsgegenden und sagte dann orakelhaft:

„'s ist wahrscheinlich, daß es sich verzieht, — 's ist aber auch eben so gut möglich, daß es losbricht.“

Thierry lächelte mit höhnischer Ueberlegenheit, die Försterin merkte es wohl.

„Das hätte ich ohnehin gewußt, ohne ein Eingeborner dieser reizenden Gegend zu sein,“ sagte der Kammerdiener, „es frägt sich nur, wenn wir hier bleiben und das Losbrechen des Wetters abwarten, ob wir dann auch Nachtquartier bekommen können?“

„Versteht sich; — warum denn nicht?“

„Haben Sie gute Betten?“

„Ja, ich, mein Mann, die Kinder und der Jägerjung'.“

„Ich meine, ob die Reisenden, die hierher kommen, gute Betten bekommen.“

„Zu uns kommen keine Reisenden, als Handwerksburschen, Urlauber, Bauern, Wallfahrer —“

„Ach! wer redet denn von solchem Gesindel, — ich meine, wo die Frau Gräfin schlafen würde?“

„Na, halt auch im Heu, — wo denn sonst?"

Thierry sprang vor Entsetzen drei Schritte zurück.

„Die Frau Gräfin — im Heu!" rief er außer sich, „Sie sind wohl verrückt!"

„Ich nicht," antwortete die Försterin, die mit echt österreichischer Bauern-Natur sich über den Zorn des Franzosen heimlich freute, „aber die Stadtleute sind verrückt, die da zu uns heraus kommen und weiß Gott was verlangen. Ich hab' Ihnen schon gesagt, hier ist kein Wirthshaus, noch weniger eine Herberge für noble, hochnasige Stadt-Damen."

„Aber in Rekawinkel vielleicht?"

„Da wird's Ihnen eben so gehen, Sie müssen schon nach Neu-Lengbach fahren, da sind Einkehrwirthshäuser genug, — Sie können „beim Hirschen" bleiben, oder „beim Löwen", oder „beim Eisenwagen", — 's ist überall gut, — auf der Reise muß man keine Umstände machen."

Thierry war über die brutale Art und Weise, wie die Wirthin seine Forderung abwies, im höchsten Grade indignirt und ermangelte nicht, seiner Gebieterin die ganze Affaire mit gewohnter Uebertreibung mitzutheilen. Die Frau Gräfin war noch weit mehr empört, als ihr getreuer Kammerdiener, sprang sofort vom Tische auf, zahlte ihre Zeche, wobei sie der

Försterin ein reichliches Trinkgeld zuschob, was diese ohne allen Protest annahm, ließ dem Kutscher, der seine Pferde gefüttert hatte, die Weisung zukommen, er möge augenblicklich einspannen und zehn Minuten später rollte der Wagen zum Thore hinaus, unter welchem die Wirthin stand, die Abreisenden mit einem ironischen Knix begrüßend, welchen die beleidigte Gräfin gar nicht zu sehen schien, während Herr Thierry von seinem Kutschbocke herab die höhnische Begrüßung mit einem Lächeln der Verachtung erwiderte.

Weiter ging die Reise, immer stiller und einsamer ward die Straße, — auch das Gewitter kam wieder näher, schwere Tropfen fielen, der Donner rollte lauter und stärker und von Zeit zu Zeit erschreckte ein blauer Blitz die vor Schweiß dampfenden Pferde. Die Straße, auf welcher vor wenig Wochen noch größere Abtheilungen der französischen Armee marschirt waren, war dadurch arg zugerichtet und durch die darauf folgenden Regengüsse grundlos geworden. Man begegnete keiner Menschen-Seele, denn die Bewohner der einschichtigen Gehöfte hatten sich mit Weib und Kind, mit Vieh und Einrichtung tief in den Wald geflüchtet, weil sie die Nachzügler und Marodeurs des Feindes fürchteten, die auch im Jahre 1805 in dieser Gegend arg gehaust hatten.

Mit einem Male wurde es vollständig finster, obwohl es kaum 7 Uhr war, — das Gewitter brach in seiner ganzen Stärke los und ein wahrer Wolkenbruch, mit Hagel vermischt, prasselte nieder. Die Gräfin stieß bei jedem Blitz, der die Gegend erleuchtete, einen Schrei des Schreckens aus. Vor Kälte und Nässe zitternd hüllte sich Thierry in einen Pferdekotzen, den ihm der Kutscher mitleidig borgte, — gleichwohl kam die Gräfin nicht auf die Idee, den alten Mann zu sich in den Wagen setzen zu lassen, wo er wenigstens vor dem Regen geschützt gewesen wäre; fluchend hieb der Kutscher in die Pferde und die armen Thiere, am ganzen Leibe dampfend, waren nicht mehr im Stande, den Wagen durch den Koth zu schleppen, sie scheuten vor den Blitzen und bäumten sich, bis der Kutscher endlich sagte:

„Ich meine, das Klügste ist, wir bleiben gar stehen, bis der größte Gauster *) vorüber ist."

Dagegen ließ sich nun nichts einwenden und man machte mitten auf der Straße Halt, Thierry sprang ab und stellte sich sammt dem Kutscher auf jene Seite des Wagens, wo sie durch den Kasten selbst vor dem heftigsten Regen geschützt waren, der von der Seite her an die Chaise schlug.

*) Wetter, Wolkenbruch.

Die Gräfin hatte sich in den Winkel des Wagens gedrückt und die Augen fest zugemacht, um die zuckenden Blitze nicht sehen zu dürfen.

Auf diese Art konnte es die ganze Reise-Gesellschaft nicht bemerken, daß auf der andern Seite des Wagens aus dem Walde dunkle Gestalten auftauchten, welche von jenem Bettler geführt wurden, den wir bereits im Forsthause an der Tannering kennen gelernt, — es waren grobknochige Gesellen in der Tracht von Kohlenbrennern, die Gesichter hatten sie — jedenfalls absichtlich — mit Ruß dergestalt geschwärzt, daß es nicht möglich war, ihre Züge zu erkennen; nur zwei derselben waren mit Stutzen bewaffnet. Die übrigen trugen Hacken, Sensen oder gar nur Knüttel.

Sie schienen sich höchlich darüber zu wundern, daß der Wagen ganz ruhig stehen blieb, schlichen aber langsam und vorsichtig näher.

Wir haben es bereits erklärt, wie es kam, daß Niemand von den Reisenden sie bemerkte.

Endlich waren sie bis hart an die Chaise gelangt.

Auf den Wink des Einen von ihnen, welcher der Rädelsführer zu sein schien, sprangen rasch zwei vorwärts, fielen den Pferden in die Zügel, daß diese nicht ausgreifen konnten, und während

die Anderen blitzschnell den Wagen umringten, riß der Anführer den Schlag des Wagens auf und rief hinein:

„Das Geld oder das Leben!"

Die Frau Gräfin Unteil-Sarmage fuhr empor; sie wußte nicht, was das bedeuten sollte, und rief in französischer Sprache ihrem getreuen Kammerdiener zu:

„Thierry, was wollen diese Leute?"

Der alte Franzose, zu dessen Festhaltung ein einziger der baumstarken Kerle genügte, während der am ganzen Leibe zitternde Kutscher nicht die mindeste Renitenz zeigte, antwortete ebenfalls in französischer Sprache:

„Gnädige Gräfin, es scheinen Briganten zu sein, welche —"

Aber der Anführer fiel ihm in's Wort und rief rauh:

„Nichts da! Hier wird nichts gewälscht. Wir wissen, daß Ihr beide recht gut deutsch könnt, — also bitt' ich mir's aus, deutsch zu reden, wenn Ihr Euch die schlimmen Folgen nicht selbst beimessen wollt."

„Mein Freund," sprach die Dame, die auf einmal ganz gut deutsch verstand, „ich bin die Gräfin Unteil-Sarmage und ich hoffe, Ihr und

Eure Leute werdet mich mit jener Achtung behandeln, welche selbst Räuber einer Frau meines Alters und meines Ranges zu erweisen nicht unterlassen."

Etwas verdutzt erwiderte der Anführer:

„Wir sind keine Räuber."

„So? Was seid Ihr denn, wenn Ihr das Geld oder das Leben fordert?" fragte die Gräfin in jenem resoluten Tone, den sie gegenüber dem „Gesindel," wie sie das Volk nannte, immer anzuschlagen pflegte.

„Unglückliche Oesterreicher sind wir," antwortete der Rädelsführer der Strolche, „arme Holzknechte, Bauern und Kohlenbrenner, welche durch die Schandfranzosen um all das Ihre gekommen sind. Von was soll man denn leben, wenn nichts zu verdienen ist? D'rum nennen wir uns die „schwarzen Brüder" und wer sich uns widersetzt, den schlagen wir nieder."

„Und was verlangt Ihr von mir?" fuhr die alte Aristokratin fort.

„Je nun," meinte der Anführer der „schwarzen Brüder", „die Frau Gräfin Unheil-Blamage oder wie Ew. Gnaden heißen, muß sich halt entschließen, was sie an Geld und Geldeswerth bei sich hat, herzugeben, z. B. diese Ohr-Ringe und die Ringe von den Händen."

Ohne ein Wort zu reden, hängte die Gräfin, die wie jede echte vornehme Dame für die Reise nur Schmuck von geringem Werthe mitgenommen, die Ohrringe aus und gab sie sammt zwei oder drei einfachen Fingerringen dem Anführer der Wegelagerer, der ein mißmuthiges Knurren hören ließ.

„Den Ehering hier werdet Ihr wohl nicht verlangen," sprach nun die Gräfin, „'s ist ein Andenken für mich von unschätzbarem Werthe" —

„Und für uns von sehr geringem," meinte der Anführer, „wie überhaupt an dem ganzen G'raffel*) nicht viel d'ran ist. Geh' Grasel, schau Dir die Dinger an, Du verstehst Dich besser auf Goldsachen."

Der Interpellirte wog die Gold-Objecte auf der flachen Hand und sagte:

„Keine hundert Gulden! verlaß' Dich darauf!"

„Nun, das ist freilich viel zu wenig," meinte der Chef der Wegelagerer, „die Frau Gräfin muß uns jetzt schon mit dem Geld herausreißen. Ich bitte um all Ihr Geld, das Sie bei sich haben."

„Ich habe selbst nie Geld bei mir. Thierry, gib den Leuten, was Du mitgenommen," sprach die Gräfin.

---

*) Geraffelwerk, werthlose Effecten.

Mit einem Seufzer zog der Kammerdiener eine rothe Brieftasche und reichte sie dem Manne hin, welcher sie rasch öffnete, während alle anderen Wegelagerer sich herandrängten, den Inhalt der Brieftasche zu sehen.

„Fünfhundert Gulden Bankozettel!“ rief der Räuber mit der Miene der größten Enttäuschung, die von all seinen Leuten getheilt wurde, „das ist Alles? — na, blutwenig genug für eine Gräfin!“

„Wie viel soll man denn nach St. Pölten mitnehmen!“ rief Thierry, den es empörte, daß man seine Gräfin wie eine arme Adelige behandelte, „man wird doch mit 500 Gulden noch nach St. Pölten reisen können? Wenn wir Geld brauchen, bekommen wir soviel wir wollen, der hochwürdigste Herr Bischof ist mit meiner Gebieterin verwandt und weiß, daß sie eine Revenue von 15.000 fl. hat.“

„Um so besser,“ antwortete der Anführer der „schwarzen Brüder“ mit jenem Humor, der dem österreichischen Bauer angeboren, „dann wird Seine bischöfliche Gnaden auch keinen Anstand nehmen, seiner Verwandten, der Frau Gräfin, 2000 fl. vorzustrecken, die sie ihm nach Belieben rückzahlen wird.“

„2000 fl. ist ein Bischen viel,“ meinte Thierry.

„Hm! 's kommt auch nicht alle Tage eine Gräfin," wendete der Räuber ein.

„'s ist nicht zu viel, wenn es sich um meine Person handelt," mischte sich die Gräfin stolz in's Gespräch, „Ihr sollt die 2000 Gulden haben, gute Leute, aber jetzt haltet uns nicht länger auf, sondern laßt uns unseres Weges ziehen, damit wir sobald als möglich nach St. Pölten kommen, von wo ich Euch das Geld schicken werde; gebt nur die Adresse an, wohin ich's Euch senden soll."

„Ah! so haben wir nicht gewettet," erwiderte lachend der Häuptling der Wegelagerer, „so dumm sind wir nicht, Frau Gräfin, — Ihr Kammerdiener fährt nach St. Pölten, holt das Geld und bringt es, — Sie bleiben einstweilen als Geißel bei uns."

„Was? — ich als Geißel?!" rief die Dame leichenblaß.

„Fürchten Sie nichts, es wird Ihnen nichts geschehen," fuhr der Räuber fort, „wir werden Sie gut aufheben, warm und trocken. Aber unsere Sicherheit erfordert es; wenn Ihr Diener vielleicht daran denkt, uns die französische Gendarmerie auf den Hals zu locken, so werden Sie, Frau Gräfin, ohneweiters umgebracht."

„Mais c'est affreux! Das ist ja schrecklich!" rief die Gräfin.

„Verlassen Sie sich auf mich,“ betheuerte Thierry, „ich komme wieder, ich komme ganz allein, ich bringe das Geld, ich rette Sie, und wenn's mein Leben kostet.“

„Treue Seele!“ rief die Gräfin gerührt.

„Ach! 's wird so schlimm nicht werden,“ tröstete der Anführer den Kammerdiener, „fahren Sie nur nach St. Pölten, borgen Sie vom Bischof das Geld und kommen Sie wieder allein mit dem Kutscher zurück bis auf diesen Platz, wo Sie uns finden werden. Hier übergeben Sie uns das Geld und warten auf den Wagen, in den wir die Frau Gräfin gesund und wohlbehalten hineinsetzen werden, so daß sie dann ohne jedwedes Hinderniß den Weg nach St. Pölten fortsetzen kann. Bis 3 Uhr Morgens können Sie wieder hier sein, halten es die Pferde nicht aus, so nehmen Sie in St. Pölten frische. Vor Allem aber hüten Sie sich gegen uns irgend Etwas zu unternehmen; Sie und Ihre Gebieterin würden es theuer büßen. Handeln Sie ehrlich gegen uns, und Sie werden sich über die Ehrlichkeit der „schwarzen Brüder“ nicht zu beklagen haben.“

„Und ich, — was habe denn ich zu thun?“ fragte höchst pikirt die Gräfin, „welche Befehle geruhen denn die „schwarzen Brüder“ mir zu ertheilen?“

„Die „schwarzen Brüder“ bitten die Frau Gräfin auszusteigen und uns zu folgen,“ sagte der Räuber mit einer Höflichkeit, die man dem vierschrötigen Manne gar nicht zugetraut hätte.

Er streckte aber — da diese ganze Conversation am offenen Wagenschlage geführt wurde, seine sehnigen Arme der Dame entgegen, als ob er sie aus der Chaise heben wollte.

Mit einer Raschheit, die sonst nicht ihre Sache war, riß die Gräfin Unteil-Sarmage die andere Wagenthüre auf und sprang, — um nicht vom Arme des Räubers berührt zu werden, auf die Straße.

Allein die Straße war in Folge des gewaltigen Regens außerordentlich kothig, und als die alte Aristokratin plötzlich mit ihren leichten Schuhen in dem zolltiefen Kothe stand, da stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, blieb wie ein hilfloses Kind stehen, ohne einen Schritt weiter zu machen und begann dann ohne Rücksicht auf die Gefahr, in der sie sich befand, zu schimpfen:

„Das ist unerhört! schändlich! abscheulich! — Man kann die Leute ausrauben, meinetwegen auch umbringen, — aber man zwingt eine Dame nicht, bei solchem Wetter und in solchem Kothe zu Fuße zu gehen. Ihr wollt, daß ich Euch folge, — nimmer-

mehr! — Ich gehe nicht, — ich kann nicht gehen, — ich bekomme nasse Füße, den Schnupfen, — ich werde todtkrank! — lieber sterbe ich, als ich zu Fuße gehe."

„'s ist unerhört!" rief Thierry mit jenem komödiantenhaften Pathos, welches dem alten Franzosen zur zweiten Natur geworden war, „die Frau Gräfin im Straßenkothe! Wenn Ihr auch Räuber seid, so braucht Ihr doch keine Barbaren, keine Vandalen zu sein!"

„Reden Sie nicht so einfältig, kleiner, alter Herr!" erwiderte der Anführer der Räuber, „haben wir denn die Gräfin gezwungen, in den Koth zu steigen? Ich bot ihr den Arm, um sie über die Straße und den Straßen-Graben auf's Gras zu heben — 's geht einmal nicht anders."

Und damit packte der Riese die noch immer hilflos dastehende Gräfin, nahm sie wie ein Kind auf seinen Arm und trug die Schreiende über den Graben auf das Gras, das zwischen der Straße und dem ganz nahen Saume des Waldes wucherte.

„So! hier ist's wenigstens nicht kothig," sagte er, die Dame niederstellend.

„Aber naß, entsetzlich naß," keifte die Gräfin, ihre kothigen Schuhe an dem nassen Grase abwischend, „nein! nein! ich gehe nicht, — ich würde den Tod davon haben."

Die ganze Scene zwischen dem Riesen und der alten Gräfin erregte begreiflicher Weise die Heiterkeit der „schwarzen Brüder,“ welche lachend den Straßengraben übersprangen und ihrem Anführer folgten.

„Diese Kerls lachen noch! 's ist unverschämt!“ murmelte die Dame.

Thierry stieß ein französisches Schimpfwort aus, welches die „schwarzen Brüder“ zum Glücke nicht verstanden.

„Meine Leute sind gegen Wind und Wetter, gegen Regen und Sturm so abgehärtet,“ entschuldigte sich der Anführer, „daß sie es spaßig finden, wenn sich Jemand vor nassen Füßen fürchtet. Aber sie sind auch seelengute Bursche und werden es nicht zugeben, daß die Frau Gräfin den beschwerlichen Weg, den wir zurückzulegen haben, zu Fuße machen sollte. In fünf Minuten werden wir einen Tragsessel fabrizirt haben, auf welchem Ew. gräfliche Gnaden so gut sitzen sollen, wie in einem numerirten Wiener Sessel *), nur mit dem

*) In jener Zeit pflegten sich die Damen in Sesseln in's Theater oder in Visiten tragen zu lassen. Die Sessel waren numerirt und die „Sesseltrager,“ wie man wienerisch sagte, bildeten eine eigene Gilde, die sich durch rothe Röcke und unglaubliche Grobheit auszeichnete. Noch steht ein solcher Sessel in der Singerstraße nächst dem „deutschen Hause.“

Unterschiede, daß meine Leute kein Trinkgeld nehmen und weit höflicher sind, als die rothröckigen Sesselträger zu Wien."

Der Anführer hatte wahr gesprochen; im nächsten Augenblicke fielen seine Gesellen in den Wald ein, hieben rechts und links lange und kurze Aeste ab und improvisirten aus denselben mit großer Geschicklichkeit eine Art von Trage, auf welche man dicke Kotzen legte und die Gräfin sich setzen ließ, die sich in's Unvermeidliche fügte. Zwei rüstige Burschen hoben sie in die Höhe und sie mußte sich gestehen, daß dies jedenfalls ein viel bequemeres Mittel war, fortzukommen, als wenn sie zu Fuß hätte gehen müssen.

„Fahren Sie jetzt in Gottesnamen zu, alter Herr!" sagte der Anführer zu Thierry, „und vergessen Sie nicht, um 3 Uhr Morgens wieder hier zu sein, — je eher Sie kommen, desto früher wird Ihre Gebieterin frei."

Der alte Kammerdiener sprang mit Grazie über den Straßengraben, küßte die Hände der Gräfin und betheuerte, daß er so schnell als möglich zurück sein werde. Dann riß er sich los, sprang in den Wagen und befahl dem Kutscher zu fahren, daß die Pferde zu Grunde gingen.

Die Chaise entrollte in der Richtung nach St. Pölten.

Die Wegelagerer von der Tannering schlugen sich mit der gemachten Beute in den Wald, die Gräfin Unteil-Sarmage als Geißel mit sich fortschleppend.

## 2. Kapitel.

## Die Wald-Kapelle.

Vorwärts ging es, immer tiefer und tiefer in den Wald hinein. Das Wetter hatte, als man die Post-Straße verließ, ein wenig nachgelassen und spärlicher fiel der Regen.

Die Gräfin befand sich in ihrer unheimlichen Situation ziemlich behaglich; sie saß gut und wurde gut getragen, höchstens, daß dann und wann ein niederer Zweig ihr in's Gesicht schlug oder sie mit den Füßen an irgend einen Baumast stieß, denn es waren schmale Waldpfade, auf denen die „schwarzen Brüder“ wanderten, die rüstig ausschritten; alle fünf Minuten wechselten die Träger, sich ablösend; es war inzwischen ganz finster geworden, und man befand sich mitten im Wienerwalde.

Allein nun brach das Gewitter mit erneuerter Macht los, — der Regen fiel mit Hagel vermischt wie ein Wolkenbruch nieder, Blitz und Donnerschlag folgten unmittelbar aufeinander und als endlich

keine hundert Schritte vor dem Zug ein blau züngelnder Blitz in eine Eiche schlug, da rief die arme von all' diesen Strapatzen erschöpfte Gräfin:

„Jesus Maria! ich kann nicht mehr! ich sterbe!"

Sie wäre auch wirklich von dem improvisirten Tragsessel gefallen, wenn nicht einer der Räuber herzuspringend sie mit starken Armen aufgefangen hätte.

Unwillkürlich hielt der ganze Zug.

„'s' thut mir Leid, daß gerade heute solch' ein Malefiz-Wetter sein muß," meinte der Anführer der Wegelagerer, „wir hatten die Absicht, die Frau Gräfin unter ein sicheres Obdach zu bringen, — 's ist freilich nur eine alte, verlass'ne Köhlerhütte, aber wenigstens trocken — —"

„Ist noch weit dahin?" fragte die Gräfin.

„Eine kleine Stunde," erwiderte der Räuber.

„Dann laßt mich in Gottes Namen hier sterben," sagte die Dame, die einer Ohnmacht nahe war, „eine Stunde halte ich diese Beschwerden nicht mehr aus."

„Die Waldkapelle ist keine fünf Minuten von hier," bemerkte einer der Wegelagerer.

„Wahrhaftig! daran habe ich nicht gedacht!" rief der Anführer der „schwarzen Brüder," „vorwärts, Gesellen, — dort wird sich die gnädige Gräfin gleich besser befinden."

Und vom Wege rechts abbiegend wanderte man noch fünf, sechs Minuten, bis man auf eine jener elenden Waldstraßen kam, auf welchen die Bauern Holz und Kohlen aus dem Herzen des Waldes auf die Vicinal-Straßen befördern. Noch einige Schritte weiter auf dieser Straße und man stand vor einer jener kleinen Kapellen, wie sie die fromme Einfalt früherer Zeiten überall in Waldes-Einsamkeit gegründet, um dem Holzknecht, dem Kohlenbrenner, der oft die ganze Woche nicht aus dem Wald heraus und in eine Kirche kommt, wenigstens Gelegenheit zu bieten, vor einem Altare seine Andacht zu verrichten.

Die Kapelle hatte eine unversperrte Eingangsthüre, — im Innern befanden sich zwei Betstühle vor dem Altare, — dieses zeigte eine jener unförmlichen, fast dreieckigen Marien-Statuen, wie man sie in Oesterreich allenthalben findet, ein eben so unförmliches Jesu-Kind auf dem Arme, beide Köpfe aber mit Kronen geziert. Dieses merkwürdige unförmliche Gebilde stammt aus uralten Zeiten, wo die Holzschnitzkunst noch in der Wiege lag; aus Pietät vor dem Alten, das Vielen als das allein Ehrwürdige gilt, hat man diese höchst geschmacklosen Statuen bis zum heutigen Tage beibehalten.

Vor dem Bilde der Gnadenmutter brannte eine kleine Oellampe, die Kapelle spärlich erhellend.

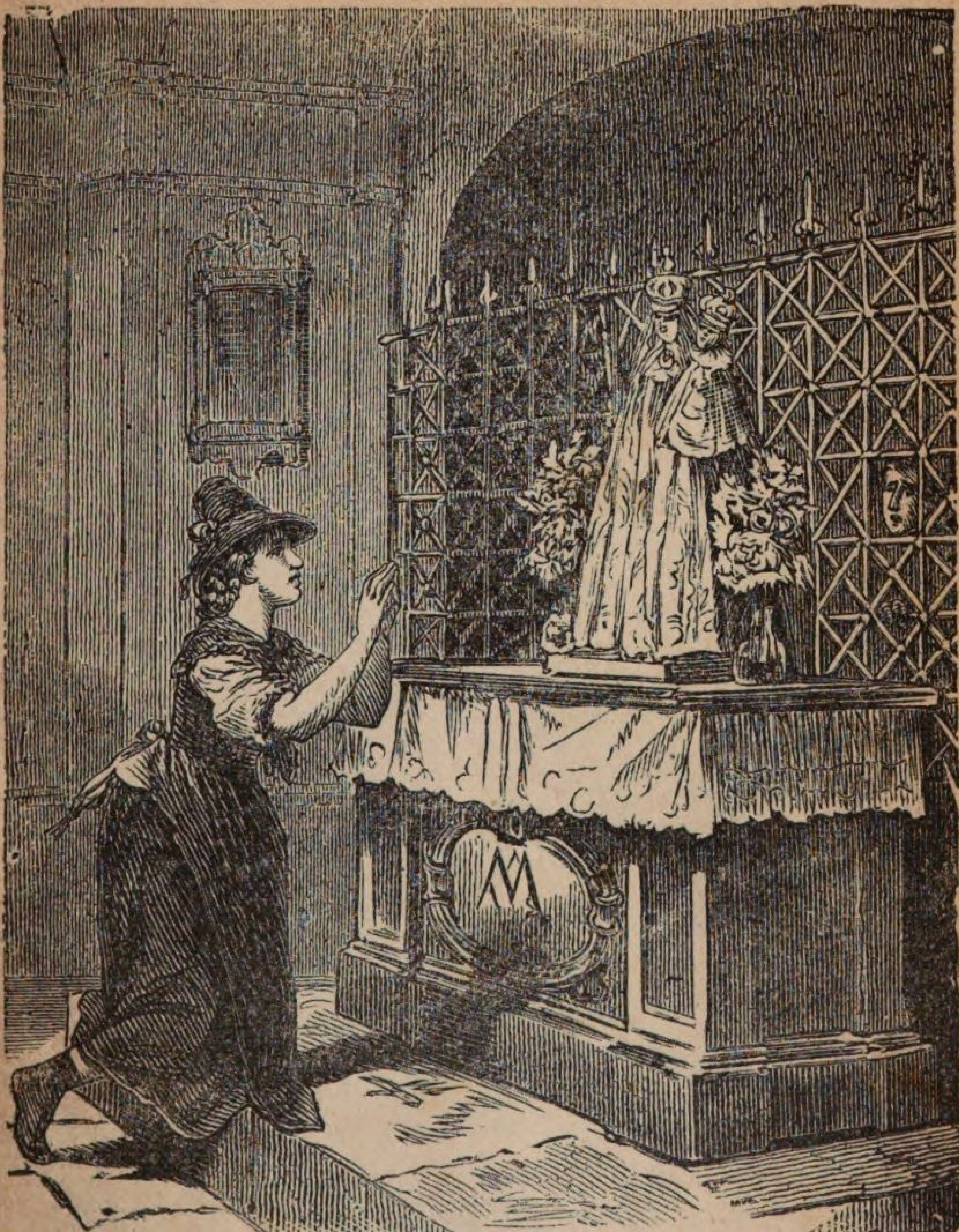
Unmittelbar hinter dem von der Madonna überragten Altare befand sich ein zierliches eisernes Gitter, welches den Hintergrund der Kapelle absperrte und als eine Art Sakristei diente, wo der Priester, der alle Jahr einmal oder zweimal hier die Messe las, die nothwendigsten Kirchen-Geräthe, Schämel, Waschtisch und einen Ledersessel fand, auf dem er sich vor Beginn der Messe ausrasten konnte, da er volle drei Stunden bis zur Waldkapelle zu wandern hatte.

In diese vergitterte Sakristei ließ man die Gräfin eintreten, und der Anführer der Wegelagerer sprach:

„Hier auf diesem Großvater-Stuhl werden Ew. gräflichen Gnaden ganz prächtig sitzen, — am besten ist's, — Sie versuchen zu schlafen, daß die unangenehmen Stunden rascher vorüber gehen. Einen Versuch zu entweichen werden Sie nicht machen, denn Sie würden sich im Walde verirren und trostlos zu Grunde gehen.“

„Fällt mir nicht ein, ich danke meinem Gott, daß ich hier bin,“ antwortete die Gräfin, indem sie sich mit einem Seufzer der Behaglichkeit auf dem Lederstuhle niederließ.

„Um zwei Uhr Morgens werden wir kommen, die Frau Gräfin abzuholen,“ sprach der Anführer



Zur Seite 320.

der Wegelagerer, der allein mit ihr in den vergitterten Raum getreten war, „ich küsse Ew. Gnaden die Hände."

„Gute Nacht," hauchte die Dame in totaler Erschöpfung.

Der Räuber ging und drückte die Gitterthüre fest zu, — so daß eine Feder einschnappte, welche dieselben Dienste that, wie ein Sperrschloß, weil Jemand, der um das Geheimniß nicht wußte, nicht im Stande war zu öffnen. Es war zehn gegen eins zu wetten, daß die Gräfin, selbst wenn sie einen Versuch machte, das Gitter nicht zu öffnen vermochte, sie war also so gut, wie eingesperrt.

Uebrigens dachte sie nicht daran; sie fand ihre gegenwärtige Situation im Vergleich mit denen, die sie durchgemacht, ganz behaglich, wenigstens war sie im Trocknen, sah die Blitze nicht und saß auf einem bequemen Stuhle. Die Natur machte ihre Rechte geltend und die erschöpfte Dame, die doch nicht zu den jüngeren mehr gehörte, sank in einen erquickenden Schlummer.

Wie lange sie geschlafen, wußte sie nicht, — plötzlich aber wurde sie durch den Klang einer Menschenstimme geweckt, die laut und deutlich beflügelte Worte ausspricht.

Aber es ist nicht die rauhe Stimme eines der Männer, die sie hinweggeschleppt haben.

Es ist eine sanfte, liebliche, wohlklingende Mädchenstimme.

Sie betet, aber in einer so sonderbaren Weise, daß die Neugierde der Gräfin im höchsten Grade erregt wird

Leise erhebt sie sich von ihrem Armstuhl und macht den Schritt bis zum Gitter.

Dort drückt sie ihr Gesicht an die Eisenstäbe und blickt hinaus.

Das Oel-Lämpchen vor dem Gnadenbilde wirft seine kümmerlichen Strahlen auf den Raum vor dem Altare.

Die vergitterte Sakristei bleibt völlig im Dunkeln.

Vor dem Altar kniet ein junges, schönes Mädchen in der kleidsamen Tiroler Tracht, Auge und Hände zur Gottesmutter erhebend.

Jedenfalls ist's eine Wallfahrerin, denn in einer Ecke der Kapelle lehnt der Pilgerstock, mit Wachholderbusch und frischen Rosen geziert.

Das Mädchen glaubt sich natürlich in der Waldkapelle allein und scheut sich nicht, vor der Mutter der Gnaden ihr bekümmertes Herz auszuschütten.

Was sie spricht, beginnt die Gräfin Unteil-Sarmage mehr und mehr zu interessiren.

Und also betet die Tirolerin:

„Heilige Jungfrau! Wie Du es mir befohlen hast, als Du mir im Traume erschienst, so habe ich in jeder Kapelle, an welcher ich vorüber kam, fünf andächtige Vaterunser gebetet und so will ich es nun auch hier thun. Allein zuvor lasse mich, Mutter der Gnaden, mein Herz vor Dir ausschütten, ich will Dir beichten, wie ich es dem Priester thun würde. Als ich Wien verließ, um zu Deinem Gnadenbilde in Maria-Taferl zu wallfahrten, da meinte ich, Gebet und fromme Gedanken, wie sich's auf einer Wallfahrt ziemt, würden mir aus meinem Herzen das Bild verscheuchen, das mich nicht lassen und verlassen will, aber s'ist Alles nicht wahr, — ich sehe ihn immer vor mir, den jungen Franzosen, den jene entsetzlichen Männer hinweggeschleppt und in dem Keller hinter dem „blauen Herrgott“ lebendig eingemauert haben. Und selbst in diesem Augenblicke, heilige Mutter Gottes, denke ich nur an ihn und bitte Dich mit aufgehobenen Händen, lasse ihn nicht verzweifeln in seinem Grabe, — gib', daß die Vorräthe, die er in jenem Keller findet, so lange ausreichen, bis durch ein Wunder seine Befreiung erfolgt, und dieses Wunder kannst nur Du wirken. O heilige Jungfrau, — ja ich fühle es, — ich liebe diesen Mann, der mich nicht kennt, der mich nie

gesehen, welcher der Feind meines Vaterlandes ist, — aber Leib und Seele sind rein, — ich weiß, er kann nie mein werden und so will ich sein Bild im Herzen tragen, bis an's Ende meines Lebens, eine reine Magd, die Dir, Du Reinste der Frauen, ihre Liebe und ihr Lebensglück opfert zur schuldigen Danksagung, wenn Du den Unglücklichen rettest. Amen!"

Hierauf begann sie mit lauter Stimme die versprochenen fünf Vaterunser zu beten.

Wir wollen zuerst schildern, welchen Eindruck dieses Gebet auf die lauschende Gräfin gemacht hatte.

Die vornehme Dame war mit sich nicht einig, ob sie es nicht mit einer Verrückten zu thun habe, denn die Worte des schönen Mädchens klangen so seltsam, so verworren, daß man wirklich an ihrem Verstande zweifeln konnte; — sie liebte einen Mann, der sie nie gesehen, sie sprach von einem lebendig Eingemauerten, den die Mutter Gottes befreien solle, während sie selbst doch nur dem ersten besten französischen Soldaten die Sache mittheilen durfte, um die Befreiung des Unglücklichen und die Strafe des Schuldigen zu erwirken.

Der Gedanke, daß sie es mit einer verrückten, oder wenigstens mit einer überspannten Person zu

thun habe, gewann bei der furchtsamen Gräfin die Oberhand; sie beschloß auch jedes Gespräch mit der Tirolerin zu vermeiden, die ja von ihrer Anwesenheit in der Waldkapelle keine Ahnung hatte, sondern sich vollständig allein glaubte, sonst würde sie sich nicht so ungescheut über ihre Liebe geäußert haben.

Deshalb blieb die Frau Gräfin Unteil-Sarmage ruhig hinter ihrem Gitter und wartete geduldig, bis die schöne Tirolerin genug gebetet haben würde, um die Waldkapelle wieder zu verlassen.

Uebrigens nahm sie sich vor, die Andeutung über die Einmauerung eines Franzosen im Keller hinter dem „blauen Herrgott" im Gedächtnisse zu behalten und sie ihrem Sohne, mit dem sie ja in St. Pölten zusammenzutreffen hoffte, getreulich mitzutheilen und ihm vielleicht, wenn etwas Wahres an der Sache war, durch die Rettung eines Kameraden in den Augen seiner Vorgesetzten ein besonderes Verdienst zu erwerben.

Die arme Frau konnte natürlich keine Ahnung haben, daß es ihr eigener Sohn war, von dessen grauenvollem Schicksale sie auf eine so seltsame Art Kenntniß erhalten hatte.

Es erübrigt uns noch zu sagen, wie Afra hieher gekommen war.

Die muthige Tirolerin hatte, wie wir wissen,

die sogenannte Linzer Straße über den Rieder-Berg verfolgen wollen, allein schon in Gablitz hatten ihr gutmüthige Bauersleute gesagt, sie möge doch die Poststraße mit ihrem Staube verlassen und den Weg durch den Wald nach Neulengbach einschlagen, — sie könne nicht fehlen, da an der zwar schlechten, aber schattigen Waldstraße sich eine Anzahl von Marien-Kapellen befände, denen man wunderthätige Kraft zuschreibe.

Das Letzte entschied bei dem frommen Tirolerkinde, — Furcht kannte sie nicht, auch machten sie die Landleute darauf aufmerksam, daß sie im Falle, als sie einer Abtheilung der „schwarzen Brüder" begegnen sollte, denselben ruhig entgegen treten möge, da diese frommen Wallfahrern nie etwas zu Leide thäten.

Und so wanderte sie getrost in den Wald hinein, dessen wohlthätige Schattenkühle sie nach der Hitze und dem Staube der Poststraße wunderbar erquickte; auf dem ganzen Wege begegneten ihr zwei oder drei Holzknechte oder Kohlenbrenner, deren herzliches: „Gelobt sei Jesus Christus," sie mit einem eben so andächtigen: „In Ewigkeit, Amen," erwiderte. Die Tochter des Gebirges fühlte sich im frischen grünen Walde so sicher und heimisch, wie im Elternhause. Als Nachmittags das Gewitter aufstieg, wanderte sie

nur so lange weiter, bis sie eine Kohlenbrennerhütte erreichte, wo sie Brod und Milch bekam und das Ende des Unwetters abwarten wollte.

Allein dieses verlängerte sich, wie wir wissen, ganz außergewöhnlich, so daß es Afra vorzog, in der Kohlenbrennerhütte zu übernachten; das Heu auf dem Dachboden, welches zum Futter für die einzige Kuh der armen Leute diente, bot ihr ein willkommenes duftiges Nachtlager.

Um zwei Uhr, ehe der Tag graute, begann man in der Hütte schon zu arbeiten, man mußte die Milch der Kuh ein paar Stunden weit nach einem Orte tragen, wo Fragnerleute sie aufkauften, um sie nach Wien zu führen. Afra erhob sich gleichzeitig mit den armen, aber betriebsamen Leuten, dankte für Herberge und Nachtlager und wanderte weiter, begünstigt vom Lichte des im letzten Viertel stehenden Mondes und später vom Grauen des Tages; — der Regen hatte aufgehört und frisch wehte der Morgenwind durch den feuchten Wald.

Die einsame Waldkapelle, in welche die „schwarzen Brüder" ihre Gefangene gebracht hatten, war die erste, die sie seit der Entfernung von der Köhlerhütte an ihrem Wege gefunden. Natürlicher Weise verrichtete sie in derselben ihre Morgenandacht und schüttete ihr kummerschweres Herz vor der Gottes-

mutter aus, die sie als ihre besondere Beschützerin betrachtete.

Selbstverständlich hatte sie keine Ahnung, daß ihr Gebet von irgend einer Menschenseele belauscht werden könnte, denn nimmermehr würde sie sonst ihr Geheimniß preisgegeben, ihren Schwur gebrochen haben.

Und als sie ihre fünf Vaterunser gebetet hatte, schlug sie ein andächtiges Kreuz, küßte den Altar und verließ dann die Kapelle.

Der Tag begann gerade zu grauen.

Die Vögel intonirten eben ihr Morgenlied, aber in ihr lustiges Trillern und Zwitschern mischte sich plötzlich ein ganz anderes fremdartiges Pfeifen, das von allen Seiten aus dem Dickicht erklang.

Erschrocken blieb Afra auf den Stufen der Kapelle stehen und sah mit Entsetzen, wie ringsum aus den Gebüschen dunkle Gestalten auftauchten, Männer, die ihre Gesichter geschwärzt hatten und mit einem Male sie von allen Seiten umgaben, die Blicke mißtrauisch und neugierig auf sie gerichtet.

Allein, wie wir wissen, hatte Afra ein muthiges Herz und betrachtete sich als unter dem besonderen Schutze der Muttergottes stehend.

Deshalb faßte sie sich und rief den Schwarzen entgegen:

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit!" antwortete der Führer der schwarzen Bande laut und die Hälfte seiner Leute murmelte es leise mit.

Laut aber setzte der Wegelagerer-Häuptling hinzu:

„Ei, Du feines Tirolerdirndl, was suchst Du hier im Wald?"

„Wallfahrten geh' ich, lieber Herr, nach Maria-Taferl," erwiderte Afra, „die Leut' zu Gablitz haben mir gesagt, der Weg auf Neulengbach durch den Wald sei der nähere, auch das haben mir die Leut' gesagt, daß die „schwarzen Brüder" einer armen Wallfahrerin nichts zu Leide thun."

„Da haben Dich die Leut' nicht angelogen," meinte der Führer der Bande lächelnd, während seine Gesellen in ein zustimmendes Murmeln ausbrachen, „übrigens wirst Du Dich wohl nicht weigern, uns Auskunft zu geben über das, worüber ich fragen will."

„Sprich' lieber Herr, Alles, was ich weiß, sollst Du erfahren."

Die Tirolerin machte von dem Vorrechte ihrer Landsleute Gebrauch und dutzte den Anführer der Wegelagerer.

Er ließ es sich gefallen und fuhr fort:

„Was hast Du in der Kapelle gemacht?"

„Was denn sonst als gebetet?" entgegnete Afra, die gar nicht begreifen konnte, was man in einer Kirche oder Kapelle denn noch anderes thun könne.

„Hast Du mit Jemand gesprochen?" fragte er weiter.

„Ja, mit der Muttergottes, unserer lieben Frau," versetzte die fromme Tirolerin.

Die Antwort klang so unschuldig und kindlich naiv, daß die rauhen Männer ringsherum theils in Lachen ausbrachen, theils mißtrauisch die Köpfe schüttelten, weil sie an solche Einfalt bei einem erwachsenen Mädchen nicht glauben mochten.

Verwundert blickte Afra auf die Lachenden.

„Was Du da sagst, Dirndl, mag wahr sein," fuhr der Hauptmann der schwarzen Bande fort, „schaust auch so brav und gut drein, daß man Dir's wohl glauben darf. Aber man kann keinem Menschen in's Herz sehen, — und deshalb muß ich Deinetwegen Vorsichtsmaßregeln ergreifen."

„Meinetwegen?" fragte Afra verwundert, „was könntest Du mit Deinen Gesellen von einem schwachen, armen Mädel, wie ich es bin, zu fürchten haben?"

„Wir fürchten überhaupt nichts," meinte der

Führer, „aber wir haben ein großes Geschäft vor und da gebietet die Vorsicht, daß Du einstweilen bei uns bleibst, bis es vorüber ist.“

„Bei Euch?“ rief Afra erschrocken, während die Bande ihre Zustimmung äußerte.

„Ei! s'ist bei uns so schlimm nicht,“ fuhr der Räuber fort, „auch brauchst Du nicht mit uns im Walde zu lagern, ich werde Dich irgend wohin bringen lassen, wo's ganz behaglich und hausig ist.“

„Um Gotteswillen! Ihr habt ja gehört, daß ich nach Maria-Taferl muß.“

„Die Muttergottes lauft Dir nicht davon.“

„Aber ich habe mich hin verlobt.“

„Wohl für einen Schatz?“

„Ich habe keinen Schatz.“

Der Anführer der Räuber wußte selbst nicht, warum ihm diese Worte eine heimliche Freude machten.

„Für wen also gehst Du wallfahrten?“ fuhr er fort.

„Für meinen Vater und meine Brüder, die im Tirolerlandl gegen die Baiern und Franzosen fechten,“ entgegnete Afra.

„Schau! das ist ja brav von ihnen und auch von Dir, daß Du für sie beten gehst; aber helfen kann ich Dir doch nicht, mußt einen halben Tag warten, bis ich Dich weiter lasse.“

„Aber wann komme ich denn nach Maria-Taferl?“ jammerte die Wallfahrerin.

„Na, na, — verzag’ nur nicht,“ tröstete sie der Räuber, der mit einer eigenthümlichen Milde und Sanftmuth zu dem schönen Mädchen redete, „weil Du’s gar so gnädig (eilig) hast, so will ich Dir, wenn Deine Zeit vorüber, das Flechtl *) einspannen und Dich bis Pottenbrunn führen lassen, — da bringst Du den versäumten Weg wieder ein.“

„Aber als eine ehrliche Wallfahrerin muß ich ja zu Fuße gehen.“ —

„Ei, thu was Du willst,“ brauste der Führer der schwarzen Bande auf, „jetzt aber gehorche, — wir haben nicht Zeit, uns mit Dir aufzuhalten. Grasel, führe die Dirn in die Uhu-Hütte. Fort!“

Dagegen ließ sich nun nichts einwenden, die Sprache des Räuber-Anführers war eine solche, daß sich an einen Widerspruch nicht denken ließ. Daher gehorchte sie mit betrübtem Herzen und folgte dem Manne, den der Führer Grasel genannt, in’s Innere des Waldes.

Der Anführer der schwarzen Bande trat in die Kapelle und das Gitter öffnend, sprach er:

„Guten Morgen, Frau Gräfin.“

---

*) Leichter Bauernwagen.

„Ach, Ihr seid es?!“ rief die Dame.

„Darf ich mich um Ihr Befinden erkundigen und fragen, wie Sie geschlafen haben?“

„Nun über alle Erwartung gut, — ich glaube, ich würde noch schlafen, wenn ich nicht durch das Gebet des Mädchens geweckt worden wäre, das wohl zu Euch gehört?“

„Hm! — ja, — eigentlich nein, wie man es eben nimmt. Eine Frage, Frau Gräfin, — haben Sie mit dem Mädchen über uns gesprochen?“

„Ich? Gott bewahre, — ich werde mich wohl hüten, mit einer Verrückten zu reden.“

„Verrückt? Wie so?“

„Nun, ich hielt mich ganz ruhig, als sie der Mutter-Gottes von ihrem Geliebten erzählte.“

Warum gab es dem Räuber bei diesen Worten einen Stich durch's Herz?

„Und gleich darauf sagte sie wieder,“ fuhr die Gräfin fort, „daß ihr Geliebter sie noch nie gesehen habe. Nun, eine Person, die so redet, muß doch wohl verrückt sein.“

Den Anführer der schwarzen Bande schien diese Versicherung wieder sehr zu beruhigen, denn freundlicher wurde sein Antlitz, als er erwiderte:

„Mein Gott! wer weiß denn, was im Herzen von einer so närrischen Dirn vorgeht. Sei's aber,

wie's sei, jedenfalls müssen Ew. gräflichen Gnaden jetzt schon so gut sein, uns zu folgen, — damit Ihr Bevollmächtigter auf der Straße nicht zu lange zu warten braucht."

„Ja, ja, s'ist schon wahr," seufzte die Gräfin, „ach, mir wird Angst und bange, wenn ich daran denke, daß wir den beschwerlichen Weg, den wir gestern durch den Wald gemacht, heute noch einmal zurücklegen müssen."

„s'wird heute nicht so schlimm werden," meinte lächelnd der Räuber, „der Tag bricht an und s'wird heute wunderschön. So ein Spaziergang durch den regenfeuchten Wald ist gar was Herrliches und das Menschenherz kann sich nichts Schöneres verlangen. Damit aber Ew. Gnaden keine nassen Füße bekommen, werden meine Leute Sie heute eben so tragen, wie gestern" —

„Ach, diese entsetzliche Schlepperei!"

„Auch das wird heute besser sein; statt der Tragbahre aus Baumästen nehmen wir hier diesen Ledersessel, machen rechts und links Stangen daran und die Frau Gräfin soll so bequem sitzen, wie in Ihrer Equipage. Bitte, mir zu folgen."

Abermals fügte sich die arme alte Dame in das Unvermeidliche; als sie aus der Kapelle trat, wurde sie von den versammelten „schwarzen Brüdern" höflich

begrüßt. Der Ledersessel wurde in der Art und Weise, wie es der Anführer der Bande angedeutet hatte, zurecht gemacht, die Frau Gräfin setzte sich darauf, wie auf einen Thron, wurde in die Höhe gehoben und im raschesten Tempo fortgetragen.

Der Räuber hatte Recht gehabt. So ein Morgen im Walde ist gar etwas Wunderherrliches, besonders im Wienerwalde, der nicht mit dunklen Tannen und Fichten paradirt, sondern mit seinen frischgrünen Eichen, Buchen und Birken, so ein echter, deutscher Wald ist, wie ihn Mendelssohn's Lied so schön besungen. Da duftet es von tausend Waldblumen, da nicken von Hecke und Strauch saftige Beeren, den Menschen und den Vögelein zur Labung, welche mit schmetternden Liedern das Summen der Käfer und Immen, das Hacken des Spechtes zu übertönen suchen.

Und wenn nun auf jedem Zweiglein ein Tropfen Regen liegt, aus welchem Tropfen die aufgehende Sonne eben so viele blitzende Diamanten bildet, und wenn's geheimnißvoll rauscht in den Aesten, wie Stimmen aus einer andern Welt, da mag man wohl in die Worte des Liedes einstimmen: „Schirm' Dich Gott, Du deutscher Wald!“

3. Kapitel.

## Beim Bischof von St. Pölten.

Der Wagen der Gräfin fuhr im raschen Trabe auf der Poststraße von St. Pölten herwärts nach der Stelle zu, wo gestern der Ueberfall stattgefunden hatte. Man hatte frische Pferde vorgespannt, allein auf dem Kutschbocke saß derselbe Kutscher und neben ihm Freund Thierry, der es nicht einmal in der gegenwärtigen Situation über's Herz brachte, sich in's Innere der Chaise zu setzen und den Platz seiner erhabenen Gebieterin einzunehmen.

Man war bereits über Rekawinkel hinaus und Thierry wollte bei jeder Biegung der Poststraße im Walde jene Partie erkennen, wo man gestern angehalten worden war.

Aber der Kutscher schüttelte jedesmal den Kopf und antwortete:

„Ah beleib', da ist's noch nicht."

Das feurige alte Männchen verzehrte sich fast vor Ungeduld, denn die Waldpartien sahen einander verzweifelt ähnlich und heute im hellen Morgen-Sonnenschein sah Alles ganz anders aus, als in der grauen Abenddämmerung beim Rauschen des Regens und beim Zucken der Blitze.

Kein Mensch zeigte sich auf der stillen einsamen Straße.

„Die Coquins haben uns getäuscht," schimpfte Thierry, „sie haben meine arme Gräfin in den Wald geschleppt, ermordet" —

„Warum nicht gar," polterte ihm der Kutscher in's Concept, „was hätten sie denn da davon? Menschenfresser sind sie doch wohl nicht, — und die alte Gräfin wäre ihnen wohl zu zähe" —

„Keine Bemerkungen!"

„Nun, ich meine nur; ich habe mich, während Sie beim hochwürdigen Herrn Bischof waren, in St. Pölten unter der Hand erkundigt bei anderen Kutschern und in der Schwemm*) beim Hirschen, was es denn mit den „schwarzen Brüdern" für eine Bewandtniß habe und allgemein hat man mir gesagt, daß sie die ehrlichsten Räuber sind, die je existirt haben, besonders ehrlich halten sie ein gegebenes Versprechen."

„Na, wir werden ja sehen! aber wo bleiben sie denn?"

„Hm! sie werden sich wohl nicht am hellen Tage an die Straße stellen."

Fast im selben Augenblicke erhob sich aus dem

*) Gastzimmer für ordinärere Gäste.

Straßengraben ein Bettler auf Krücken, hielt den Fahrenden den Hut hin und rief:

„Ein armer lahmer Mann bittet gar schön um ein Bisserl was."

Als aber Thierry sich anschickte, ein paar Kreuzer hervorzuziehen, da setzte der Bettler wieder den Hut auf und sagte lachend:

„Wegen lumpiger Kreuzer ist's nicht der Mühe werth, sich zu strapaziren; wir rechnen auf mehr, steigen Sie nur ab, Herr Thierry, und folgen Sie mir in den Wald, die Frau Gräfin wartet mit Sehnsucht auf Sie, und die „schwarzen Brüder" mit Sehnsucht auf's Geld. Mich haben sie vorausgeschickt, um Ihnen den Weg zu zeigen. Also kommen Sie, alter Herr, s'ist gar nicht weit. In einer Viertelstunde können Sie wieder bei Ihrem Wagen sein, den wir hier warten lassen wollen."

Einen Augenblick besann sich Freund Thierry, ehe er vom Bocke sprang und ziemlich kleinlaut flüsterte er dem Kutscher in's Ohr:

„Kann mich der Kerl nicht in den Wald hinein locken, mich erschlagen und mir das Geld wegnehmen?"

Der Kutscher, ein tölpischer Geselle, hatte gleichwohl jenen hausbackenen Verstand, jene prak-



Zur Seite 339.

tische Auffassung, welche Leuten dieses Standes eigen zu sein pflegt.

„Bilden Sie sich nichts ein, Herr Kammerdiener," sagte er, „der zerlumpte Kerl gehört doch jedenfalls zu den „schwarzen Brüdern," sonst könnte er nicht Alles so genau wissen, — deshalb würde er sich nicht unterstehen, auf eigene Faust Ihnen etwas anzuthun, da er sonst die Rache seiner Spießgesellen fürchten müßte. Deshalb gehen Sie nur ruhig mit ihm, die „schwarzen Brüder" werden Sie nicht fressen."

Thierry sah ein, daß der simple Mensch Recht habe, gleichwohl schien ihm der Moment geeignet, eine jener komödiantenhaften Phrasen loszulassen, in denen sich der alte französische Geck so sehr gefiel.

Mit Pathos rief er:

„Und wär's der Tod, der mich erwartet, ich werde für meine Gebieterin zu sterben wissen!"

Damit sprang er vom Kutschbock herab und folgte dem Bettler in den Wald.

Der Lahme nahm seine Krücken auf die Achseln und marschirte so tüchtig waldeinwärts, daß Thierry nur mühsam und keuchend mit ihm Schritt halten konnte; gleichwohl hätte der alte Geck um keinen Preis dem Bettler ein gutes Wort gegeben, langsamer zu gehen, — er wollte ja noch für so rüstig, wie ein Junger gelten.

Endlich gelangte man in eine Waldlichtung und hier erblickte Thierry auch seine geliebte Gebieterin wieder, aber in einer Situation, die ihm so entsetzlich schien, daß er die Hände zusammenschlug.

Die Räuber lagerten ringsum im Grase. Mitten unter ihnen auf dem oftemwähnten Sessel saß wie eine Banditen-Königin die Frau Gräfin Julie Antoinette Hortense Unteil-Sarmage und in ihren gräflichen Händen hielt sie — Thierry schauderte, — ein ordinäres grünes „Häferl“ *) mit Milch, in welche sie schwarzes Brod eintauchte, das sie mit einem von den Räubern entborgten „Taschenfeitl“ **) zurechtschnitt.

Wie wir wissen, hatte die gute Dame seit dem bescheidenen Gouter auf der Tannering nichts genossen, und da sie wie die Bourbons die gute Eigenschaft besaß, auch in den gräßlichsten Situationen ihren Appetit nicht zu verlieren, und als man nach dem scharfen Marsche durch das Gehölz endlich auf der Waldlichtung Halt machte, so hatte sie von dem Anführer der Räuber, den sie wie eine Art Haushofmeister behandelte, mit aller Energie ein Früh-

*) Kleiner irdener Milchtopf.

**) Schnappmesser ordinärster Gattung.

stück verlangt, so daß diesem nichts übrig blieb, als einen seiner Getreuen nach einer in der Nähe befindlichen kleinen Wirthschaft zu senden, von wo er das glänzende Dejeuner brachte, das wir in den Händen der Gräfin sahen.

„Ah, Thierry!“ rief sie hocherfreut, als der Kammerdiener mit dem Bettler aus dem Waldesdickicht auf die Lichtung trat.

Der Franzose stürzte mit Thränen im Auge auf seine Gebieterin zu, küßte ihre Hand mit dem Feuer eines preux chevalier und rief in französischer Sprache:

„Alles in Ordnung, gnädigste Gräfin, ich bringe das Geld, die Rettung, wenn ich auch tief beklagen muß, in Ihren Händen so unwürdige Gegenstände zu sehen!“

„Ich kann Dich versichern, Thierry,“ erwiderte die Gräfin, ein frisches Stück Schwarzbrod abschneidend, „es hat mir seit Langem nichts so gut geschmeckt.“

Der Kammerdiener wollte sein Erstaunen äußern, allein der Anführer der „schwarzen Brüder“ fiel ihm in's Wort, indem er trocken sagte:

„Ich muß schon bitten, deutsch zu reden, weil wir doch auch wissen wollen und wissen müssen, was hier verhandelt wird.“

„Der Mann hat Recht," sagte die Gräfin deutsch, „man hat sich gegen mich so coulant benommen wenigstens, so weit dies vom Standpunkt eines Brigands möglich war, daß ich mich verpflichtet fühle, gegen diese guten Leute mindestens mich eben so zu verhalten. Hört also, lieber Freund, Thierry hat mir nur mitgetheilt, daß er das Geld mitgebracht habe, — seid also so gut und bringt die Affaire mit ihm in Ordnung; ich selbst befasse mich nie mit Geldgeschäften, — nehmen Sie also die Summe in Empfang und lassen Sie mich mein Dejeuner in Ruhe verzehren."

Der Anführer der „schwarzen Brüder" verneigte sich lächelnd und trat mit dem Kammerdiener der Gräfin zur Seite. Aus den Tiefen seiner Brusttasche holte Thierry ein Packet von Bankozetteln und zählte dem Räuber die verlangte Summe auf die Hand, mit fröhlichem Grinsen umstand der Troß der Wegelagerer die beiden Herren.

„Alles in Ordnung!" sprach endlich der Anführer der Schwarzen, Quittung stelle ich keine aus, — aber ich will der gnädigen Frau Gräfin ein Souvenir geben."

Und er zog nun seinerseits aus der Tasche eine schwarzseidene, eigenthümlich geknüpfte Schleife, überreichte sie der Dame und setzte hinzu:

„Wenn Sie je wieder von einer Abtheilung unserer Leute angehalten werden sollten, so belieben Sie nur diese Schleife an die Brust zu heften und man wird Sie ungehindert ziehen lassen.“

„Schön! ich werde im vorkommenden Falle davon Gebrauch machen,“ erwiderte die Gräfin, die Schleife an Thierry gebend, „doch jetzt kann ich wohl endlich einmal gehen, wohin ich will?“

„Ganz nach Belieben,“ bestätigte der Anführer, „nur erlaube ich mir, das Anerbieten zu stellen, durch den Wald auf dem schlechten Wege noch den Tragsessel bis zum Waldrand zu benützen.“

„Angenommen, adieu!“ sagte die Gräfin, mit dem Kopfe nickend, setzte sich wieder auf ihrem Stuhle zurecht und schwebte im nächsten Augenblicke, von kräftigen Händen emporgehoben, über den Häuptern der Räuber. Im raschen Schritte ging es durch den Wald; am Rande desselben, im Anblicke der auf der Poststraße wartenden Chaise setzte man die Gräfin nieder, die Räuber küßten ihr ehrerbietig die Hand und verschwanden dann im Walde.

Die Gräfin stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, nahm dann Thierry's Arm und ging auf den Wagen zu, in welchen sie ihr getreuer Kammerdiener hineinhob.

Er wollte dann wieder den Kutschbock erklettern, allein die Gräfin rief ihm zu:

„Nicht doch, Thierry, — setzen Sie sich zu mir, — Sie müssen mir erzählen, wie Sie in St. Pölten von meinem Cousin, dem Bischof, aufgenommen wurden.“

Geblendet von dieser Ehre stieg der Kammerdiener zur Gräfin in den Wagen.

Die Gräfin saß einen Augenblick schweigend, sie athmete auf, wie aus einem bösen Traume erwacht, und sog mit vollen Zügen die frische Morgenluft ein, die durch die geöffneten Wagenfenster hereinströmte.

Lustig griffen die Pferde aus.

Thierry war stumm. Die Ehre, die Auszeichnung, die ihm die Gräfin angedeihen ließ, hatte ihm, wie man volksthümlich sagt, die Rede verschlagen.

Endlich begann die Gräfin selbst zu sprechen, natürlich französisch:

„Nun, Thierry, was sagen Sie zu diesem Abenteuer?“

„Frau Gräfin,“ erwiderte der Kammerdiener mit gepreßter Stimme, „für mich ist dessen Ende ein Tag des Glückes, des Stolzes, der Ehre geworden, welche ich nie vergessen werde, sondern bis an's Ende meines Lebens —“

„Ach! von dem ist ja nicht die Rede,“ fiel ihm die alte Dame in's Wort, „ich meine, was Sie dazu sagen, daß ich, die Gräfin Unteil-Sarmage, eine ganze Nacht unter Banditen zubringen mußte.“

„Es ist im höchsten Grade abenteuerlich und romantisch,“ antwortete Thierry, „übrigens hoffe ich, daß die Hallunken die Frau Gräfin während der ganzen Dauer Ihrer Gefangenschaft mit der größten Hochachtung behandelt haben; wäre dies nicht der Fall — Ventre Saint-Gris! — ich würde auf der Stelle aus dem Wagen springen, den Kerlen nacheilen, sie zur Rede stellen —“

„Und da würden Sie wahrscheinlich die schönsten Schläge bekommen,“ unterbrach ihn die Gräfin abermals, „trösten Sie sich übrigens, man hat mich so behandelt, daß ich vollkommen zufrieden war; — für Räuber haben diese Leute wenigstens sehr viel guten Willen entwickelt. Es fragt sich nun, ob Sie in St. Pölten ebenso gut behandelt wurden.“

„Wie meinen Sie, Frau Gräfin?“

„Ich meine, ob mein Cousin, der hochwürdige Bischof von St. Pölten, die 2000 Gulden gerne hergegeben hat?“

„Der hochwürdige Herr war Anfangs etwas verdutzt über die Nachricht, daß die „schwarzen Brüder“ seine Verwandte als Geißel weggeschleppt

hätten, — er wollte sofort die Anzeige machen, um die französische Feld-Gendarmerie hinter den Schwarzen herzuhetzen, — ich bat ihn aber um Gotteswillen, das nicht zu thun, da es recht leicht zu einer Ermordung meiner erhabenen Gebieterin führen könnte."

„Das war sehr klug von Ihnen, Thierry."

„Ich sagte dem geistlichen Herrn ferner, das einzige Mittel, um gut daraus zu kommen, sei das, die 2000 Gulden, welche die Räuber verlangt hatten, zu erlegen, — und deshalb möge er die Gnade haben, uns die Summe vorzustrecken, die wir sogleich nach unserer Heimkehr von Wien aus ersetzen würden. Ohne ein Wort zu reden, trat der hochwürdige Herr zu seinem Secretär, sperrte auf und zählte mir zwanzig Stück Banko-Zettel auf, jedes zu 100 Gulden."

„Wackerer Sigmund!" rief die Gräfin, „wenn ich nach St. Pölten komme, muß ich mich insbesondere bei ihm bedanken."

Wir übergehen die übrigen Details der Reise und berichten nur, daß der Wagen gerade, als man eilf Uhr läutete, in die Kreisstadt des Viertels ober dem Wiener Walde einfuhr. Der Kammerdiener saß wieder, wie sich's geziemt, auf dem Kutschbocke und die Chaise lenkte nach der bischöflichen Residenz,

wo die Gräfin die freundlichste Aufnahme und eine Stunde später eine ausgezeichnete, echt bischöfliche Tafel fand, die sie für das waldbäuerische Frühstück vom heutigen Morgen reichlich entschädigte.

Der Herr Bischof, ein Verwandter ihres seligen Gatten, der für ihn während seiner Studienzeit viel gethan, empfing seine Tante, wie er sie nannte, mit jener liebenswürdigen Bonhommie, wie sie die österreichische Geistlichkeit nach den Zeiten Josef's II. bis zu den Tagen entwickelte, wo das Concordat den deutschen Priester zum Sclaven Roms machte.

Der lustige Herr nahm es durchaus nicht übel, als seine Tante nach der Tafel erklärte, sie fühle das dringendste Bedürfniß, sich — schlafen zu legen.

In einem der Gastzimmer des bischöflichen Palais fand sie ein superbes Bett, in das sie mit Wonne hinein sank, mit dem Bewußtsein, sich von den Strapazen der letzten Nacht nun in ausgiebigster Weise erholen zu können.

Bevor sie sich jedoch in Morpheus Arme stürzte, gab sie ihrem Vertrauten noch den Auftrag, nachzusehen, ob der Gefangenen-Transport, bei dessen Escorte sich Henri Argout befinden mußte, schon angekommen und wenn dies der Fall sei, Alles zu veranstalten, daß sie mit ihrem Sohne sobald als

möglich zusammentreffen könne, — sie brenne vor Verlangen, ihren Einzigen zu sehen.

Thierry ging, um den Befehl der Gräfin zu erfüllen, während diese sich vor dem Wiedersehen noch einmal gehörig ausschlafen wollte.

Der alte Kammerdiener, eine echte Franzosen-Natur, wollte das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn auf eine echt komödiantische Weise in die Scene setzen und zugleich dem jungen Manne durch die Erfüllung der Prophezeiung imponiren, die er ihm in der Lobau gemacht hatte, wo sich der alte Mann den Namen „Thierry der Wahrsager" beigelegt hatte.

Allein seine freudigen Hoffnungen wurden in arger Weise enttäuscht.

Nach einer kleinen Stunde kam Thierry der Wahrsager ganz kleinlaut und bestürzt in's bischöfliche Palais zurück, bleich und verstört.

„Ist die Frau Gräfin schon wach?" fragte er das Mädchen, welches die Wirthschafterin des Bischofs der Wiener Dame als improvisirtes Stubenmädchen beigegeben hatte.

„Nein," antwortete die ländliche Unschuld.

„Ich hätte ihr sehr Wichtiges mitzutheilen."

„Soll ich sie wecken?"

„Nein nein, um keinen Preis! Lassen Sie die

arme Frau nur schlafen, — sie wird's noch früh genug erfahren."

Kopfschüttelnd gehorchte das Stubenmädchen.

Thierry ging die Hände ringend im Vorzimmer auf und nieder.

Endlich, nach guten drei Stunden — die Uhr zeigte bereits 6 — läutete die Gräfin.

„Bereiten Sie die Gräfin vor, daß etwas Unangenehmes auf sie wartet," ermahnte Thierry die Zofe.

Diese eilte in's Schlafzimmer und half der Gräfin sich ankleiden.

„Ew. gräflichen Gnaden," stammelte sie mit echt bäuerischer Tölpelhaftigkeit, — „ich — ich." —

„Was denn, mein Kind? was willst Du denn?" fragte die Dame herablassend.

„Ich — ich soll Ew. gräflichen Gnaden vorbereiten."

„Auf was denn?"

„Es muß ein großes Unglück geschehen sein."

„Wie so denn?"

„Der alte Herr, welcher mit Ihnen ankam, hat mir's gesagt, — er geht herum wie ein Verzweifelter, schlägt die Hände über den Kopf zusammen und hat die Augen voll Wasser."

„Thierry?!" rief die Gräfin bestürzt, „mais

mon Dieu! mitten in St. Pölten kann's doch keine Banditen geben! was soll denn noch geschehen?"

Und ohne darauf zu achten, daß sie noch zur Hälfte im Deshabillé war, stürzte sie zur Thüre, riß dieselbe auf und schrie hinaus:

„Thierry! herein zu mir!"

Der alte Kammerdiener trat mit dem tragischen Schritte eines Römers, der den Tod Cäsars anmeldet, in's Schlafzimmer, seufzend und die Augen zu Boden schlagend.

„Das Mädel da sagt mir soeben," sprach die Gräfin hastig, „Sie hätten ihr den Auftrag gegeben, mich auf ein großes Unglück vorzubereiten."

„Es ist so, gnädigste Gräfin," lispelte der Kammerdiener.

„Was denn also?"

„Bereiten Sie sich auf das Schlimmste vor."

„Rede doch nur einmal, Du marterst mich ja zu Tode!"

„Der Transport mit den Gefangenen ist in St. Pölten angekommen."

„Nun also!"

„Allein Henri Argout ist nicht dabei."

„Wo denn?"

Thierry zuckte die Achseln, sich mit der Hand über die Augen fahrend.

„Man hat darüber eine Vermuthung, die allerdings fast so gut ist, wie eine Gewißheit," sagte er; „die Escorte der Gefangenen wurde in Wien im Lichtenthal von franzosenfeindlichem, fanatisirtem Pöbel überfallen und unser arme Henri von unbekannten Missethätern hinweggeschleppt und ermordet."

Die unglückliche Mutter stieß einen herzbrechenden Schrei aus und sank auf einen Stuhl, ihr Antlitz mit beiden Händen verhüllend.

„O, es ist schauerlich, tragisch," deklamirte Thierry, der selbst in diesem erschütternden Momente seine pathetische Manier nicht ablegte, „von der ganzen Escorte verunglückte nur Einer, nur ein Einziger, — und dieser Einzige war er, — er, — dem ein Mutterherz in freudiger Hoffnung entgegenschlug — o!" —

Da richtete sich die Gräfin auf, sah ihn mit starrem Blicke an und sprach:

„Was sagst Du, Mensch, Henri war der einzige Franzose, der im Tumulte umkam?"

„So erzählten mir's die anderen Soldaten, die bei dem Melée dabei waren," versetzte Thierry.

„Und wo geschah das?"

„Im Lichtenthale; wo man ihn aber hinschleppte, wo man ihn ermordete und einscharrte, weiß Nie-

mand, wahrscheinlich ist's in der Alservorstadt in der Nähe des „blauen Herrgott" geschehen, da man die Todtenbahre dieses Armenhauses zur Fortbringung des Opfers benützte."

Da sprang die Gräfin, wie von einer Natter gestochen, vom Sessel empor und schrie:

„Ich sage Dir, Thierry, mein Sohn ist nicht todt, sondern lebendig eingemauert!"

Thierry prallte zurück.

Er glaubte nichts anders, als seine Gebieterin sei durch die Nachricht von der Ermordung ihres Sohnes wahnsinnig geworden.

„Meine gnädige Gräfin," — stammelte er, mit Thränen in den Augen.

„Weine nicht, alter Mann," fiel ihm die Dame in's Wort, „hier gilt's nicht, feige zu verzagen, sondern rasch und energisch zu handeln."

„Aber — —"

„Laß' einspannen, sogleich, wir müssen sofort nach Wien, hörst Du?"

„Aber wir müssen doch für diese schnelle Abreise Seiner bischöflichen Gnaden einen plausiblen Grund angeben." —

„Ist das nicht Grund genug, wenn wir einen Menschen retten wollen, der lebendig eingemauert wurde und wenn dieser Eingemauerte mein Sohn ist?"

Thierry fuhr sich verzweiflungsvoll in die Haare; endlich glaubte er das rechte Mittel gefunden zu haben, um die nach seiner Meinung übergeschnappte Gräfin zur Raison zu bringen.

„Wenn die Frau Gräfin das gewußt haben,“ sagte er, „warum sind wir denn dann erst nach St. Pölten gefahren; warum haben wir den Unglücklichen nicht gleich in Wien gerettet?“

„Weil ich's erst auf dem Wege hieher erfahren habe,“ erwiderte die Gräfin, „und weil ich selbst da noch nicht wußte, daß der Unglückliche mein Sohn sei!“

„Aber ich begreife nicht“ —

„Höre mich an, Thierry, und Du wirst gleich Alles begreifen.“

Und nun erzählte die Gräfin ihrem alten Vertrauten ihr Abenteuer in der Waldkapelle. Bei jedem Worte wurde der alte Franzose gespannter, endlich schlug er die Hände zusammen und sagte:

„Das ist ein Fingerzeig Gottes, — wenn ich auch nicht begreifen kann, warum die Tirolerin, die doch mit dem Eingemauerten Mitleid zu haben scheint, nicht selbst Schritte gethan hat, den Eingemauerten zu befreien oder ihn befreien zu lassen.“

„Ich kann mir's auch nicht recht erklären,“ setzte die Gräfin hinzu, „es scheint, daß sie mit den Mör-

dern in irgend einer Weise verbunden ist, die ihr Rücksichten auferlegt."

„Vielleicht existirt in Wien ein ganzer Geheimbund zur Ermordung von Franzosen," meinte der phantasievolle Provençale.

„Möglich! diese Wiener Barbaren sind Alles im Stande."

„Aber wie sollen wir unseren Henri retten?"

„Wie? Ich fahre, sobald wir in Wien ankommen, sofort zum Stadt-Commandanten, melde ihm, was vorgefallen und verlange Assistenz an Soldaten, Pionnieren, Schanzsoldaten mit Brechwerkzeugen, — wir eilen nach dem Armenhause, durchsuchen alle Keller, entdecken die frischgemauerte Wand, brechen sie auf und finden meinen Henri" —

„Als Leiche!" rief Thierry, welcher nicht wollte, daß die Hoffnungen der sanguinischen Gräfin allzuhoch hinaufgeschraubt würden.

„Als Leiche!" wiederholte sie, kraftlos auf einen Stuhl sinkend, „Thierry, Du bist grausam!"

„Ich will nur nicht," antwortete der treue Kammerdiener, „daß meine gütige Gebieterin sich einer Hoffnung hingibt, die vielleicht nie in Erfüllung geht. Wenn es wirklich unser junger Herr Henri ist, welcher eingemauert wurde, so muß ihn ja der Hunger, die dumpfe Luft tödten" — —

„Vielleicht auch nicht. Es sprach sich in dem Gebete jenes Tiroler Mädchens eine gewisse Zuversicht aus, daß der Eingemauerte gerettet werden könne," meinte die Gräfin, „sie muß also doch wissen, daß der Raum, wo man ihn vermauerte, groß genug sei, um einige Tage leben zu können, — auch kann ein junger, gesunder Mann den Hunger wohl einige Tage ertragen."

„Aber die Verzweiflung!"

„Ah pah! an der Verzweiflung stirbt man nicht, sonst müßte ich jetzt schon lange todt sein, wo Sie mit Ihren desperaten Skrupeln mich in Verzweiflung bringen."

„Gnädige Gräfin!" — —

„Jammern und Verzweifeln ist einmal nicht am Platze," rief die Dame, welche in dem Gedanken, ihren Sohn zu retten, ihre ganze Energie wieder gefunden hatte, „wir fahren nach Wien, — sogleich" —

„In der Nacht?"

„Die Nacht, die meinen Sohn umgibt, ist noch dunkler. Von Räubern haben wir nichts mehr zu fürchten, da ich die Schleife besitze, die mir der Anführer der „schwarzen Brüder" gegeben hat. Und wenn ich auch wirklich meinen Sohn als Leiche finde, so kann ich wenigstens an seiner Leiche weinen und selbe begraben lassen, — ein Monument soll

sich auf seinem Hügel erheben. Und dann, Rache, Rache an seinen Mördern!"

„Ja, Rache an seinen Mördern!" setzte Thierry hinzu.

Eine halbe Stunde später war Alles zur Abreise fertig. Die Gräfin hatte vom Bischofe Abschied genommen, der nicht wenig erstaunt war, daß seine Tante so schnell wieder St. Pölten verließ. Da sie dem hochwürdigen Herrn doch das wahre Motiv ihrer Abreise nicht enthüllen konnte, da er keine Ahnung hatte, daß sie einen Sohn besitze, so gab sie vor, das nächtliche Abenteuer mit den „schwarzen Brüdern" habe ihre Nerven in einer Weise angegriffen, daß sie den Ausbruch einer schweren Krankheit befürchte, weshalb sie sofort nach Wien zurückkehren müsse, um ihren Leibarzt, den Doctor Seel, zu dem sie allein Vertrauen habe und der ihre Zustände genau kenne, so schnell als möglich zu consultiren.

Dagegen ließ sich nun eigentlich nichts einwenden und der Bischof konnte nur sein Bedauern darüber aussprechen, daß der Besuch seiner lieben Tante nur so kurze Zeit gedauert habe.

Die Gräfin versprach, wieder zu kommen, wenn der Kriegs-Rummel vorüber wäre.

Der bischöfliche Cousin begleitete seine Tante bis zum Wagen, Thierry nahm wieder seinen Platz

auf dem Kutschbocke ein, — die ausgerafteten Pferde griffen tüchtig aus und mit schwerem, aber nicht ganz hoffnungslosem Herzen fuhr die Gräfin in die Nacht hinein, in der Richtung gegen Wien.

4. Kapitel.

## Im Armensünder-Stüberl.

In einer weit trostloseren Lage finden wir eine der anderen Haupt-Personen unseres Romanes, Herrn Jakob Totzenauer, den Thorwartl vom „blauen Herrgott.“

Der alte Mann war vor ein Kriegsgericht gestellt worden und da es den Franzosen überhaupt nur darum zu thun war, ein Exempel zu statuiren und der renitenten Bevölkerung zu zeigen, wie strenge man im Nothfalle verfahren könne, so mußten die constatirten Inzichten und das Zusammentreffen der Umstände genügen, um den Jakob Totzenauer der Mitschuld am Aufstande gegen die kaiserlich-französische Armee, sowie an der Ermordung eines Soldaten schuldig zu finden, zwei Verbrechen, von welchen Eines genügt hätte, um den Schuldigen zum Tode zu verdammen.

Jakob Totzenauer wurde verurtheilt, mit Pulver und Blei hingerichtet zu werden. Die ganze Procedur

hatte keine 48 Stunden gedauert und es sollte das Urtheil am nächsten Tage, Morgens um 9 Uhr, auf der Holzgestätte nächst dem Kaiserbade, vollzogen werden, auf derselben Stelle, wo wenige Tage früher ein französischer Soldat, ein Corse, wegen Insubordination erschossen worden war.

Ruhig, nur mit einem leisen Seufzer, hörte der alte Mann das Urtheil an, das ihm in einem der Amtszimmer des Stabsstockhauses gesprochen wurde.

„Haben Sie dagegen noch etwas einzuwenden?“ fragte der Auditor.

„Nichts,“ antwortete Totzenauer.

„Sie werden in den letzten 24 Stunden alle jene Bequemlichkeiten haben,“ fuhr der Auditor fort, „welche das Gesetz in diesem Falle dem Delinquenten gestattet.“

„Ich danke.“

„Sie können essen und trinken, was Sie wollen.“

„Ich bin ein alter Mann und brauche nichts als ein Stück Brod und einen Teller Suppe.“

„Von der sogenannten „Aussetzung,“ wie man es in Wien nennt, muß es sein Abkommen haben, — es kann in der gegenwärtigen Zeit dem ohnehin aufgeregten Publikum nicht gestattet werden, sich den Mann anzusehen, der vom Feinde executirt

wird, da die Wiener sich's einmal nicht nehmen lassen, uns als Feinde zu behandeln."

„Die Wiener haben einen richtigen Takt und wissen Freund und Feind gar wohl zu unterscheiden, übrigens bin ich nur froh, wenn ich vor dem gaffenden Volke nicht ausgesetzt werde; die Leute kommen aus purer Neugierde und betrachten einen Unglücklichen wie ein wildes Thier."

„Dagegen können Sie von Ihren Verwandten und Freunden sehen, wen Sie wollen, selbstverständlich nur unter Beobachtung der vom Gesetze vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln."

„Ich habe Niemand," antwortete Totzenauer langsam und wehmüthig, „als eine einzige Tochter, die Wirthin Barbara Schindler in Hernals. Ich möchte bitten, daß diese sammt ihrem Manne Koloman Schindler mich heute Nachmittags besuchen darf."

„Ohne Weiteres," antwortete der Mann des Gesetzes.

Der alte gescheidte Thorwart vom „blauen Herrgott" hatte jedoch, als er die Namen „Schindler" und „Hernals" nannte, die Physiognomie des Auditors scharf beobachtet und nicht die mindeste Veränderung auf derselben wahrgenommen, woraus er mit Grund schloß, daß Koloman Schindler in

der gepflogenen Untersuchung gar nicht genannt worden war. Für den alten Mann war dies eine große Beruhigung, wenigstens konnte er mit dem Troste sterben, daß der Mann seiner Tochter außer allem Verdachte und so seinem einzigen Kinde der Gatte und Ernährer erhalten blieb, den ja doch er eigentlich zum Kampfe gegen die Franzosen in's Lichtenthal beschieden hatte.

„Wollen Sie einen Geistlichen?" fragte der Franzose.

„Ja, Herr Auditor," erwiderte Totzenauer, „ich bin als Christ geboren, habe als solcher gelebt und werde als solcher sterben."

„Ich werde Ihnen den Seelsorger aus dem Strafhause schicken."

„Wenn ich bitten dürfte, Herr Auditor, mir eine Gefälligkeit zu erweisen" —

„Welche? sprechen Sie."

„Der hochwürdige Herr Pfarrer von den Pioristen in der Josefstadt ist mein alter Freund und Schulkamerad; es würde mir einen großen Trost gewähren, wenn ich die letzten Stunden in seiner Gesellschaft zubringen könnte. Ich bin überzeugt, er wird dies traurige Amt seinem alten Freunde zu Liebe übernehmen."

„Ich habe keine Veranlassung, Ihnen diese

Bitte abzuschlagen," meinte der Auditor, „und werde den Herrn Pfarrer von den Piaristen sofort verständigen."

„Tausend Dank."

„Wünschen Sie sonst noch etwas?"

„Nichts."

„Dann sage ich Ihnen Adieu, mein Herr. Profoß, führen Sie den Gefangenen ab."

Der Profoß gehorchte und Totzenauer wurde von ihm unter Escorte von zwei Mann nach dem sogenannten Armensünder-Stüberl gebracht, wo schon manches arme Menschenherz in Todesangst der verhängnißvollen Stunde entgegengeschlagen hatte, die zur Hinrichtung rief.

Wenn auch die eigentliche Aussetzung wegfiel, so hatte sich's der Ober-Gefangenwärter des Stabsstockhauses doch nicht nehmen lassen, das Armensünder-Stüberl reglementmäßig zu adjustiren.

Auf dem Tische neben der Bank, auf welcher der Gefangene saß, stand ein Crucifix und links und rechts von demselben in weißen Geschirren zwei Blumensträuße, die sogenannten „Armensünderbuschen," da die Justiz damaliger Zeit es für passend erachtete, ihre Opfer mit Blumen zu schmücken, wie die römischen Priester die Opferthiere, die sie den Göttern zu Ehren schlachteten. Einem Menschen,

den man zur Hinrichtung führt, auch noch einen „Buschen," das Symbol der Freude aufzunöthigen, war eine jener Naivetäten, wie sich die Justiz von ehedem derselben viele erlaubte.

Uebrigens wurde mit diesen „Armensünderbuschen" damals eine eigene Industrie getrieben. Jedes Blümchen aus demselben wurde nach der Hinrichtung von abergläubischen Leuten um theures Geld gekauft, — die Weiber trugen Jahre lang die vertrockneten Blumen in ihren Gebetbüchern und die Profoßen und Gefangenhaus-Aufseher stellten schon deshalb zwei „Buschen" auf den Armensünder-Tisch, um eine genügende Anzahl von Kunden befriedigen zu können.

Gegen Mittag kam der Piaristen-Pfarrer und drückte seinem alten Freunde schweigend und mit nassen Augen die Hand.

Totzenauer fand zuerst Worte, er war es, der sozusagen den Geistlichen ermuthigte, damit dieser seines Amtes walten konnte.

Die beiden Männer hatten eine lange Unterredung mit einander, gegen 2 Uhr schied der Pfarrer, versprach aber um 7 Uhr wieder zu kommen und die Nacht bei seinem verurtheilten Schulkameraden zuzubringen, der mit Tagesanbruch beichten und communiciren und sich

auf diese Weise für den letzten Gang vorbereiten wollte.

Im Laufe des Nachmittags, — so hatte der Profoß dem Delinquenten gemeldet, — würde seine Tochter mit ihrem Manne kommen.

Das war der schwerste Moment für den alten Mann.

Es war gegen 5 Uhr, — die Abendsonne warf ihre Strahlen durch den schmalen Streif, den man von dem vermauerten Fenster offen gelassen und der außen mit Latten-Blenden vermacht war, daß kein neugieriger Blick in's Innere zu dringen vermochte.

Der französische Fusilier, den man als Wachposten in's Zimmer gestellt, betrachtete mit intelligentem, mitleidigem Blicke den zum Tode verurtheilten Mann.

Der alte Totzenauer saß auf der Bank, den Rücken an die Wand gelehnt, die Augen halb geschlossen, die Hände betend gefaltet über den Knieen.

Da öffnet sich die Thüre und der Wirth vom „Häuserl am Rain“ tritt mit seiner Gattin ein.

Die arme Frau will auf ihren Vater zustürzen, aber die Knieen versagen ihr und sie vermag nichts, als die Hand auszustrecken und auszurufen:

„O du mein heiliger Jesus! was soll denn das sein? Meinen Herrn Vater wollen's mir erschießen! Das kann ja nicht sein."

Koloman Schindler war wie vernichtet; er fühlte, daß er doch der Hauptschuldige bei dem Verbrechen gewesen, um dessen willen sein Schwiegervater verurtheilt worden war; da man aber ihn nicht abgeholt hatte, so schloß er daraus, daß der alte Mann seiner keine Erwähnung gethan und daß die Franzosen selbst keine Ahnung, keinen Verdacht gegen ihn hatten; gleichwohl hatte er das Stabsstockhaus nur mit einem unheimlichen Grauen betreten und als er seinem Schwiegervater gegenüber stand, schlug er die Augen, keines Wortes mächtig, beschämt zu Boden.

Der riesige Mann stand da, wie ein hilfloses Kind.

Der alte Totzenauer stand auf und reichte seiner Tochter die Hand.

Diese fiel ihm um den Hals und schluchzte laut.

„Nun, Herr Schwiegersohn," sprach der Thorwartl vom „blauen Herrgott" sanft zu dem Verzagten, „was sagt der Herr Sohn zu der Bescheerung? Das hätten wir uns wohl nicht gedacht."

Herr Koloman Schindler stand noch immer lautlos da, keines Wortes mächtig.

„Dem Herrn Sohn hat's wohl die Red' verschlagen?" fragte Totzenauer.

„O! Herr Schwiegervater! — o!" war Alles, was der Wirth vom „Häuserl am Rain" herausbrachte.

„Deinem Mann geht's stark zu Herzen, meine arme Wettel," fuhr der alte Herr fort, seiner Tochter, die noch immer an seinem Halse hing, die Wangen streichelnd, wie man ein kleines Kind liebkost, „nun, Herr Sohn, — s'ist einmal so, und so muß man sich in Gottesnamen drein ergeben."

„Aber was wirft man denn dem Herrn Vater vor?" fragte die Wirthin, „der Herr Vater kann doch unmöglich etwas gethan haben, was den Tod verdiente."

„Die Franzosen behaupten es aber," antwortete der Thorwartl vom „blauen Herrgott," jedes Wort langsam sprechend und scharf betonend, denn er wollte seinem Schwiegersohne die Situation deutlich machen, doch durfte seine Tochter nicht ahnen, daß sich ihr Vater eigentlich für ihren Mann opfere, andererseits war auch deshalb Vorsicht geboten, weil der französische Soldat, der im „Armensünder-Stüberl" stand, ja auch deutsch verstehen und bei dem geringsten Argwohne den Wirth vom „Häuserl am Rain" verhaften lassen konnte.

Wenn Frau Schindler auch nur eine Ahnung

hatte, daß ihr Vater sich für ihren Gatten opfernd das Leben eingebüßt hatte, so war das Glück dieser Ehe für immer zerstört.

Es galt also Vorsicht nach jeder Seite.

„Die Franzosen behaupten, daß der Herr Vater den Tod verdient habe?" wiederholte die Wirthin, „aber auf eine bloße Behauptung hin erschießt man keinen Menschen, man muß doch Beweise haben, daß er etwas Strafbares begangen hat."

„Nun, die Franzosen bilden sich ein, diese Beweise zu haben," fuhr Totzenauer in der oben angedeuteten Weise fort, seinen Schwiegersohn scharf in's Auge fassend, „es ist nämlich bei dem Ueberfall im Lichtenthal ein Franzose weggeschleppt und wahrscheinlich heimlich ermordet worden. Die Todtenbahre, in welcher der unglückliche Mann fortgebracht wurde, haben fremde Männer von mir geborgt, — die Franzosen aber behaupten, ich müsse sie kennen und ihr Mitschuldiger sein."

Koloman Schindler athmete schwer.

„Und auf das hin will man den Herrn Vater erschießen?" jammerte die Wirthin.

„Ei, s'ist wohl genug, — denn ich bin ja der Mitschuldige, wenigstens in den Augen der Franzosen," sprach der alte Mann, die durch-

schossenen Worte seinem Schwiegersohne so recht zu Gehör bringend, „und wenn ich auch den Hauptschuldigen nennen würde — (wenn ich ihn nämlich wüßte) — was würde es nützen? — wir würden alle beide, oder wenn ihrer mehr wären, alle miteinander erschossen werden. Ich hätte mein Leben nicht gerettet und das von Anderen in die Schanze geschlagen; unter diesen Anderen ist vielleicht ein Familien-Vater, der für Weib und Kind zu sorgen hat, was hätt' ich davon, wenn ich den in die Grube mit hineinzöge, welche die Franzosen in diesem Augenblicke für mich graben. Und so habe ich keinen Mitschuldigen genannt, weil ich keinen kenne. Ich denke mir, ich bin ein alter Mann, dessen Zeit abgelaufen; — ob ich nun ein paar Jahre länger lebe oder nicht, darauf kommt's nicht an. Der Herrgott wird mir's in seiner Barmherzigkeit als Verdienst anrechnen, daß durch meinen Tod ein Anderer, der für Weib und Kind leben muß, den Kugeln der Franzosen entgangen ist."

Die schweren Athemzüge des Wirthes wurden immer rascher und hastiger, bei den letzten Worten aber vermochte der riesige Mann sich nicht mehr zurückzuhalten und brach in lautes Schluchzen aus.

„Was hast Du denn?“ fragte seine Frau, die ihren Mann noch nie weinen gesehen hatte.

„Ach! es drückt mir das Herz ab,“ heulte Schindler, der endlich die stille Heldenthat, das schweigende Opfer seines Schwiegervaters begriffen hatte, dessen Größe den schlichten Mann vollständig niederdrückte, „der Herr Vater spricht wie ein Heiliger, wie ein Märtyrer, wie man's in den alten Büchern liest. Ich kann mir's nicht denken, der eigentliche Schuldige könne es annehmen, daß ein solcher Ehrenmann für ihn sein Leben hingibt, — nein, nein! — er wird, er muß sich selber anzeigen“ —

„Still, Herr Schwiegersohn! es ist mein Wille zu sterben, — seine Anzeige würde ihm doch nichts nützen, denn man hält mich ja auch für den Anstifter und Anführer des Aufstandes im Lichtenthal und würde mich an seiner Seite niederschießen, — was soll dann aus seinem Weibe, seinem Kinde werden, — vorausgesetzt, daß er beides hat? Und darum bleibt's dabei, — ich sterbe allein.“

Der Wirth vom „Häuserl am Rain“ vermochte keine Einwendung mehr zu machen, er rang nur die Hände und murmelte fort und fort:

„O du mein Gott! — du barmherziger Gott!“

Totzenauer trat auf ihn zu und ergriff seine Hand, während er sagte:

„Fasse sich der Herr Sohn.“

Als Schindler die Hand seines Schwiegervaters in der seinen fühlte, da sank er vor dem alten Manne auf die Kniee nieder und bedeckte seine Hand mit Thränen und Küssen.

Laut schluchzend fiel die junge Frau ihrem Vater abermals um den Hals.

Der französische Soldat wendete sich ab; wenn er auch nicht deutsch verstand, so errieth er doch, was hier vorging und wollte es nicht zeigen, daß ihm die Augen übergingen.

Totzenauer, obwohl selbst tief erschüttert, faßte sich doch zuerst wieder.

Er hob den Knieenden auf und sagte:

„Sei der Herr Sohn ein Mann und füge Er sich in das Unvermeidliche, — und Du Wettl, mein liebes, gutes, braves, herziges Kind, — fasse auch Du Muth, — unser Herrgott wird ja Alles zum Guten lenken.“

Verneinend schüttelte die Weinende das Haupt.

Totzenauer aber fuhr fort:

„Faßt Euch doch alle beide wenigstens so weit, daß wir ein gescheidtes Wort miteinander reden können, bevor wir auseinander gehen, —

später werden wir keine Gelegenheit mehr dazu haben."

Erstaunt blickten ihn beide an, was konnte er noch zu sagen haben?

„Hört mich an," fuhr der alte Mann fort, „ich habe Euch etwas mitzutheilen, was ich bis jetzt als ein Geheimniß bewahren wollte, um Euch nicht unnöthige Hoffnungen zu machen. Aber vor meinem Ende muß ich Euch die Sache zu wissen machen. Es wäre vielleicht doch noch möglich, daß Ihr einmal zu einem Vermögen kommen könntet."

Immer verwunderter sah das Ehepaar d'rein, Totzenauer aber erzählte.

„Ich muß etwas weiter ausholen. damit Ihr mich versteht. Ich hatte im Jahre 1799 und 1800 bis zum Frieden von Lüneville mit den Fleischhackern Seefried, Sueß und Neumeyer ein großes Lieferungs-Geschäft für die österreichische Armee; wir waren reiche Leute, schoßen das Geld zusammen, zahlten die Juden, Polaken und Ungarn, die uns das Rindvieh brachten, baar aus und konnten der Regierung, die damals, wie auch noch heute, in argen Geld-Verlegenheiten war, immerhin auf ein paar Monate eine halbe Million creditiren, — wir schlugen unsere Zinsen bei den Preisen, die wir anrechneten, schon wieder heraus. Es dauerte aber

doch bis zum Jahre 1803, bis wir ganz in Ordnung kamen, — Ihr wißt ja, — wie bei uns Alles langsam geht, — und am 15. Jänner des genannten Jahres hatte ich die letzte Rate per 50.000 Gulden zu beheben. Das Geld wurde uns immer an der Landeshauptcasse angewiesen, nachdem die saldirte Quittung von dem Vicepräsidenten der Finanz-Procuratur, dem Grafen Unteil-Sarmage, unterschrieben worden war. Derselbe, ein alter, vornehmer Herr, wohnte in seinem Palais in der Kärntnerstraße und ich begab mich mit meiner saldirten Quittung dahin, um seine Unterschrift zu holen. Der Graf unterschrieb mit gewohnter Freundlichkeit, dann fragte er mich, ob ich das Geld nicht auf etwa 14 Tage entbehren könnte, — er habe für seine Frau ein Landhaus in Baden gekauft um 80.000 Gulden, habe aber nur etwas über 30.000 Gulden in seiner Privatkasse, da ein anderer Cavalier, dem er 200.000 Gulden geliehen, die fällige Rate per 100.000 Gulden am 1. Jänner nicht gezahlt und ihn gebeten habe, bis 1. Februar zu gedulden. Dadurch sei er nun selbst in die Lage gekommen, den Kaufschilling für das Badner Landhaus, der morgen, als am 16. Jänner zu leisten sei, nicht erlegen zu können. Wenn ich ihm die 50.000 Gulden, die ich an der Casse zu beheben hatte, bis zum 1. Fe-

bruar leihen wollte, so würde er mir sehr dankbar sein. Natürlich kann man einem solchen vornehmen Herrn so was nicht abschlagen. Ich erklärte mich mit Vergnügen bereit und der Graf sagte mit freundlichem Danke, er werde, während ich das Geld behebe, mir eine briefliche Schuldbescheinigung schreiben, die ich bei der Ausfolgung der 50.000 Gulden in Empfang nehmen solle. Ich begab mich daher mit der unterschriebenen Quittung in die Herrengasse zur Landeshaupt-Casse, behob das Geld in Banco-Zetteln, und kehrte dann wieder in die Kärntnerstraße zurück. Vor mir gingen über die Treppe zwei Herren hinauf, ein General in Uniform und ein eleganter, nobler alter Herr, der wie ein Staatsmann aussah. Der Kammerdiener des Grafen erklärte mir, er könne mich jetzt nicht in's Kabinet des Grafen lassen, bis die beiden Herren fort wären. Das sah ich natürlich auch ein und wartete. Aber es dauerte lange, sehr lange und ich hatte zu Hause zu thun. So übergab ich das Geld, das ich in graues Papier eingeschlagen hatte, dem Kammerdiener mit den Worten: „Einen allerunterthänigsten Handkuß an Seine Excellenz den Herrn Grafen, — der Seifensieder Totzenauer schickt hier das Bewußte." — Der Kammerdiener, welcher natürlich nicht wußte, was das Packet ent-

hielt, trug es hinein und ich entfernte mich in der Absicht, des anderen Tages wieder zu kommen und mir den Schuldschein vom Grafen Unteil-Sarmage zu holen."

Der alte Mann hielt, vom Sprechen ermüdet, inne und trank ein Glas Wasser

Mit immer gespannterer Aufmerksamkeit hörten ihm der Wirth vom „Hänserl am Rain" und dessen Gattin zu, als er weiter erzählte:

„Als ich am andern Morgen in's Palais in der Kärntnerstraße kam, fand ich — denkt Euch meinen Schrecken — Alles in der tiefsten Bestürzung, — den Grafen hatte in der Nacht der Schlag getroffen. Ich fragte, ob er nicht für mich etwas Schriftliches hinterlassen habe, — man wußte von nichts, — ich ließ mich bei der Gräfin melden, die Dame war vom Schreck über ihres Gatten plötzlichen Tod so angegriffen, daß sie Niemanden empfangen konnte, der Kammerdiener und der Secretär des Grafen versprachen mir, nachzusehen, — seine Papiere seien alle im Schreibtische, — wenn eine derartige Verschreibung existire, müsse sie sich ja finden. Nach dem Begräbnisse ging ich wieder in's Palais, — die Gräfin war abgereist, um die erste Zeit der Trauer in stiller Einsamkeit zuzubringen. Der Secretär und der Kammerdiener

sagten mir mit Bedauern, sie hätten nichts gefunden, — es blieb mir nichts übrig, als einen Prozeß anzustrengen, — mein Advokat ließ sogar die beiden vornehmen Herren vernehmen, die bei dem Grafen gewesen waren, als ihm der Kammerdiener das Packet übergeben hatte, sie bestätigten, daß Graf Unteil-Sarmage während ihrer Visite ein in graues Papier eingeschlagenes Convolut empfangen und auf seinen Schreibtisch geworfen habe, ohne es zu öffnen. Dr. Widerwurzer, der Vertreter der Gräfin-Witwe, behauptete, die Aussage des Kammerdieners und der beiden Herren bestätige nur, daß der Graf ein graues Packet erhalten habe, keineswegs aber, daß in diesem Packet Geld enthalten gewesen sei; der Graf wäre immer ein vollkommen rangirter Cavalier gewesen und es sei gar nicht zu glauben, daß er von einem Bürger, von einem Seifensieder, Geld geborgt habe. Um es kurz zu machen, die 50.000 Gulden waren verloren, — denn obwohl die Gräfin sich zu einem Vergleich herbeigelassen und mir 10.000 Gulden Entschädigung gezahlt hätte, bestand ihr bissiger Advokat, Dr. Widerwurzer, der viel richtiger Z'widerwurzen hätte heißen sollen, eisenfest auf dem Recht, der Prozeß zog sich in die Länge, kostete mich viele Tausende und ich mußte ihn endlich doch aufgeben,

weil ich nicht mehr zahlen konnte. Der Verlust der 50.000 Gulden, der Brand meines Hauses, der unglückliche Krieg von Anno 1805 vereinten sich, um mich, einst reichen Mann, so arm zu machen, daß ich jetzt nichts bin, als ein Pfründner beim „blauen Herrgott.“

Dem alten Manne wurden die Augen naß, als er so von den Zeiten seines Glückes, seines Reichthums redete.

„Armer Vater!“ seufzte Frau Schindler.

Totzenauer fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte dann:

„Na, 's ist vorüber! Aber vor einigen Tagen hat mir mein damaliger Advokat, Dr. Nagel, sagen lassen, daß sein damaliger Gegner, der Dr. Widerwurzer, gestorben und der jetzige Vertreter der Gräfin, Dr. Leschititzki, ein sehr lieber und traitabler Mann sei, der vielleicht geneigt wäre, meine Ansprüche an die Gräfin einem gütlichen Vergleiche zuzuführen, — und wenn's nur 5000 Gulden sind, so wäre es auch immer ein schönes Stück Geld. — Nun, mir haben die Franzosen es unmöglich gemacht, das Geld zu bekommen, aber Ihr, Ihr seid meine rechtmäßigen Erben, — geht nach meinem Tode zum Dr. Nagel, er soll Euch zur Gräfin führen, vielleicht thut sie ein Uebriges, wenn sie hört, welch'

trauriges Ende ihr einstiger Gegner genommen hat."

„Ach was hab' ich vom Geld, wenn ich meinen Herrn Vater verliere," jammerte Frau Barbara.

„Ich gäbe ja gerne und mit Freuden Alles her, was ich habe," setzte ihr Gatte hinzu, „wenn ich damit den Herrn Vater aus den Händen dieser Malefiz-Franzosen loskaufen könnte."

„Still, — rede der Herr Sohn keinen Unsinn. Der Herr Sohn muß leben für sein Weib, für sein Kind — und wird Er das Geld, wenn solches von der Gräfin zu haben ist, gar gut brauchen können. Kinder machen Sorgen und ihre Erziehung kostet viel. Also folgt schön und geht zum Dr. Leschititzky, sobald ich unter der Erde bin."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und der Pfarrer von den Piaristen trat ein.

Er war ein schöner alter Herr, ungefähr in gleichen Jahren mit Totzenauer, dabei groß und stattlich, mit jenem milden freundlichen Wesen, welches die Geistlichen damaliger Zeit vor den jetzigen Kanzel-Fanatikern vortheilhaft auszeichnete. Die hohe Stirne, umrahmt von spärlichen weißen Haaren, das sanfte blaue Auge, der feine, geschlossene Mund, die gebogene Nase, gaben seinem

Antlitz einen edlen Ausdruck, den der Charakter dieses echten Priesters vollkommen rechtfertigte.

Das Ehepaar küßte weinend die Hände des Pfarrers, wohl errathend, warum derselbe gekommen war.

„Muth, Kinder, Muth!" sprach der Geistliche, „verliert das Vertrauen auf unsern Herrgott nicht, — er hat Euch eine schwere Prüfung gesendet, er wird Euch stärken, dieselbe zu überstehen. Betet um Kraft und tröstet Euch mit dem Gedanken, Euer Vater stirbt für das Vaterland als ein Ehrenmann —"

„Als ein Märtyrer!" rief Schindler.

„Als ein Heiliger!" setzte die schluchzende Frau hinzu.

„Als Solchen wird ihn der Herr Jesus morgen aufnehmen in sein himmlisches Reich," fuhr der Priester fort, „und ihm seinen Platz anweisen unter Denen, welche den Thron des Ewigen umstehen und das Antlitz Gottes sehen."

„Amen!" schloß der Verurtheilte feierlich, dann aber sagte er in verändertem Tone:

„Ihr habt jetzt lange genug von mir geredet, Kinder, — s'ist jetzt an der Zeit, auch an Euch zu denken, denn wir müssen scheiden und ich habe noch etwas auf dem Herzen."

Fragend blickte ihn das Ehepaar an, er aber wendete sich an den Piaristen-Pfarrer und fuhr fort:

„s'ist mir recht und lieb, Josef, daß Du gekommen bist, während meine Tochter und mein Schwiegersohn noch da sind. In seines Weibes Gegenwart möcht' ich meinem Eidam ein Versprechen abnehmen, das er auch in Deine Hände wie ein Gelöbniß ablegen soll. — Das, was er seinem sterbenden Schwiegervater, was er einem Priester des Herrn versprechen wird, wird er um so gewisser halten."

„Das will ich meinen," sagte Koloman Schindler, „ich bin ein ehrlicher Mann und halte immer, was ich verspreche. Rede der Herr Vater nur, was ich zu thun habe."

„Vor Allem versprich mir," redete der alte Mann feierlich, „daß Du meine Tochter, Dein Weib, immer so treu, echt und von ganzem Herzen lieben wirst, wie bisher."

Verwundert schlug der Wirth vom „Häuserl am Rain" die Hände zusammen.

„O Du mein Gott!" rief er, „da hätt' es doch wahrhaftig keines Versprechens bedurft, das versteht sich ja von selbst. Ich hab' auf der ganzen Welt ja nichts, wie meine Wettel."

„'s wird aber bald noch was anderes Liebes in's

Haus kommen," fuhr Totzenauer fort, „ein kleines Kind." Vor Scham erröthend verbarg die junge Frau ihr Antlitz hinter den Händen.

„Aber Herr Vater" — wollte Schindler einwenden.

„Laß' mich ausreden, Koloman," sagte der Alte, „ich verlange von Dir, daß Du auch dieses Kind eben so liebst, wie Deine Frau."

„Warum sollte ich's nicht thun?" fragte der Wirth ausweichend.

„Wo gäbe es einen Vater, der sein Kind nicht liebte," beerkte der Pfarrer von den Piaristen, „liebt doch das Thier seine Jungen, nährt sie und schützt sie gegen jedwede Gefahr. Sollte der Mensch, der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, schlechter handeln als das Thier?"

„Ich weiß was ich rede und muß dabei bleiben," entgegnete der alte Thorwartl vom „blauen Herrgott," „mein Schwiegersohn ist aus einer Gegend, wo die Leute harte Köpfe und mancherlei Vorurtheile haben, — mein Schwiegersohn ist nicht frei davon." —

„Er wird doch kein Vorurtheil gegen sein eigenes Kind haben?" meinte der Pfarrer.

„Wer weiß?" meinte Totzenauer und den verlegenen Schindler scharf ansehend, fuhr er fort: „Man hat schon manchmal was gegen ein

armes Kinderl, weil's schielt, oder ein lahmes Füßchen, oder gar einen Buckel (Höcker) hat, ja s'ist oft eine Hauptfrage, ob das Köpferl roth oder schwarz ist, und darum Koloman, wenn Du willst, daß ich in meinen letzten Augenblicken ruhig bleiben und mit dem Gedanken an Euch hinüber gehen soll, so versprich mir, daß Du das Kind meiner Tochter, wie es auch ausschauen mag, — hörst Du Koloman, — wie es auch immer aussehen mag, nicht verstoßen, sondern hegen und pflegen, nähren und lieben willst" —

„Herr Vater — ich" — würgte Koloman heraus.

„Keine ausweichende Antwort, — klar und bündig sollst Du mir's versprechen," rief der alte Totzenauer mit erhobener Stimme, „es ist der Großvater Deines Kindes, der dies Versprechen von Dir verlangt, der arme Großvater, der seinen kleinen Enkel nicht mehr sehen wird, — es ist der Mann, der morgen sein Blut hingeben muß, Koloman, und der für Dich so viel gethan hat, Schwiegersohn!"

Das letzte Argument wirkte; in der tiefsten Seele erschüttert, gab der Wirth vom „Häuserl am Rain" die eine Hand seinem Schwiegervater, die andere dem Geistlichen und sagte:

„Ich verspreche es und Gott verlasse mich in meiner letzten Stunde, wenn ich's nicht halte.“

Laut weinend umschlang die Wirthin ihren Gatten und rief:

„O Du mein guter Mann!“

„Nicht ich bin's,“ sagte Schindler, „Dein Vater ist's, — der das Wunder bewirkte, — er, — er ist der gute Engel.“

Und wieder küßten beide die Hände des alten Ehrenmannes, der im Tode noch auf nichts Anderes bedacht war, als seines Kindes und seines Enkels Wohlfahrt zu sichern, wenn er schon im Grabe läge.

Ruhig, aber verwundert, blickte der Piaristen-Pfarrer auf die Gruppe.

„Und nun ich das Werk der Versöhnung bei Euch vollendet,“ schloß der alte Totzenauer, „muß ich daran denken, mich selbst mit unserem Herrgott zu versöhnen, — der Herr Pfarrer wird mir dabei helfen, — geht Kinder, — s' ist Zeit. In Gottes Namen geht.“

Einen Schrei ausstoßend, sank Frau Barbara Schindler vor ihrem Vater auf die Kniee; sie brachte nichts heraus, als die Worte:

„O mein Jesus, erbarme Dich meiner!“

Auch der Wirth vom „Häuserl am Rain“ fiel auf die Kniee und sagte:

„Geb' uns der Herr Vater seinen letzten Segen!"

Der alte Mann legte tief bewegt seine Hände auf die Köpfe seiner Kinder und sagte:

„Ich segne Euch und möge der Segen eines sterbenden Mannes, der sein Blut für das Vaterland vergießt, in Erfüllung gehen."

„Amen!" sprach der Geistliche, der die Hände leise betend gefaltet hatte.

Dann hob der Vater die knieende Tochter vom Boden empor und sagte:

„Koloman, nimm Dein Weib und führ' sie fort. Ich kann den Jammer nicht länger ansehen, es bricht mir das Herz. — Fort! fort!"

Noch einmal warf sich die Tochter laut jammernd an den Hals ihres Vaters, aber auf einen Wink desselben faßte sie ihr Mann mit starken Armen und zog sie zur Thüre hinaus, während sie, den Blick nach rückwärts gewendet, fortwährend rief:

„Mein Vater! mein Vater!"

Der Pfarrer schloß die Thüre, aber man hörte noch einen Augenblick das Weinen und Jammern der unglücklichen jungen Frau.

Der alte Mann sank erschöpft nieder auf die Armensünder-Bank und sagte:

„Das Schwerste ist vorüber, Josef, setze Dich zu mir, recht nahe, wie wir einst in der Schulbank

gesessen sind, Dein frommes, mannhaftes Wort wird mir gut thun in diesen schlimmen Stunden."

Und sie gingen vorüber, wie sie alle vorübergehen, die schlimmen wie die guten, die traurigen wie die freudigen, ein nie stille stehender Strom, der sich in's Meer der Ewigkeit verläuft.

5. Kapitel.

## Die Ahn-Hütte.

Wir müssen nun zu Afra zurückkehren, die, wie wir wissen, von den „schwarzen Brüdern" zurückgehalten worden war, damit sie nicht irgend einen feindlichen Schritt gegen die Wegelagerer unternehmen konnte. Vielleicht war dies weniger der Beweggrund des Führers der Bande, als der Wunsch desselben, mit der schönen Tirolerin näher bekannt zu werden.

Jener der Räuber, welchen der Anführer wahrscheinlich mit einem falschen Namen Grasel genannt hatte, begleitete Afra in's Innere des Waldes.

Der Weg, bergauf, bergab und mitten durch's Dickicht war im hohen Grade beschwerlich, allein das Kind des Gebirges machte sich wenig daraus und hielt gleichen Schritt mit dem Führer, der nur wenige Worte mit ihr wechselte, sie übrigens so

behandelte, daß sie nicht die mindeste Klage gegen ihn hatte.

Eine gute Stunde war man gewandert, da öffnete sich der Wald ein wenig und zeigte eine Thal-Mulde, in welcher mit dem Rücken an das aufsteigende Hügel-Gelände sich anlehnend eine kleine, halbverfallene Hütte lag, — hinter demselben aber ein kleines Gärtchen. Auf dem Rasen vor dem Hause weideten eine Kuh und zwei Ziegen. Vor der Thüre des Häuschens saß eine Frau.

Diese erhob sich, als sie die beiden Personen aus dem Walde herauskommen sah.

„Han?*) wen bringst Du mir denn da?“ fragte die Frau den Räuber in jenem Tone, welcher der Tirolerin sogleich verrieth, daß sie es mit einem jener unglücklichen Wesen zu thun habe, die in Nieder-Oesterreich wenig, aber in Ober-Oesterreich und den höheren Gebirgsländern häufiger zu finden sind, arme Geschöpfe, die nur ein Minimum von Verstand haben, von der Wissenschaft Cretins, vom Volke aber Trotteln oder Fexen genannt werden.

---

*) Ein eigenthümlicher bellender, fragender Ausruf des österreichischen Bauers.

Manche derselben sind ziemlich anstellig und gelehrig.

Eine solche Auserwählte war auch die Frau, die in der Uhu-Hütte residirte und die, ohne daß sie je verheiratet gewesen, von den wenigen Kohlenbauern, die hieher kamen, Frau Lenerl titulirt wurde. Sie sammelte Kräuter und bereitete aus Waldbeeren einen scharfen Branntwein, der den Köhlern trefflich mundete.

„Der „Herr" schickt Dir die Dirne da," sprach Grasel.

„Schon recht," meinte die Halbblöde, „was soll ich denn thun mit ihr?"

„Ihr was zu essen und zu trinken geben."

„Ja, ja, — und nachher?"

„Acht geben, daß sie nicht davonlauft."

„Hi! hi! das wird sie wohl bleiben lassen, — sonst pack' ich sie."

Dabei zeigte die Alte ihre nervigen Arme und zwei Fäuste, die wie Keulen aussahen.

Afra schauderte.

„Ich werde Euch nicht davonlaufen," sagte sie.

„Das will ich Dir rathen, Tirolerin, — wenn Du brav bist, thue ich Dir nichts."

„Das Nähere wird Euch der Herr selber sagen," meinte Grasel, „ich habe keine Zeit. Adieu."

„Pfirt Gott!"

Der Räuber schlug sich wieder in's Gebüsch, die Blöde besah sich die ihr Anvertraute von oben bis unten und sagte dann freundlich:

„Bist ein recht feines Dirndl! — ah! — das muß man unserem Herrn lassen, — er sucht sich immer was Gustioses aus; es laufen ihm auch alle Weibsbilder nach, — fünf Finger an seiner Hand, an jedem hängt ein Mädel, — ja so, — Du willst essen, — komm herein, — eine Schüssel voll Milch, — ein Körberl voll Waldkirschen und ein Stück schwarzes Brot, mehr hab' ich nicht."

„Vergelt's Gott, liebe Frau," sagte Afra.

„Schau, schau, das gefällt mir, daß Du vergelt's Gott sagst," meinte die Halbblöde, „unsern Herrgott muß man vor Augen haben. Ich thue Dir nichts, Tirolerin, nur davonlaufen mußt Du nicht."

„Darfst Dich nicht fürchten, Mutterl," erwiderte die kluge Afra, die es ganz richtig erfaßte, wie man mit dem unglücklichen halbblöden Wesen umgehen mußte, „ich bleibe recht gern bei Dir, — 's ist ja hier Alles so schön und in der Ordnung."

„Nicht wahr? ja darauf halt' ich was," meinte die Blödsinnige, „der Herr kann sich nicht beklagen,

komm', ich will Dir zeigen, wie sauber ich sein Zimmer hergerichtet habe."

Und sie führte die Tirolerin in das zweite rückwärtige Zimmer der Hütte.

Afra war erstaunt über die Nettigkeit und Wohnlichkeit dieser Stube; wenn auch nur Holzwände, waren dieselben doch weiß übertüncht. Ein Spiegel, ein Tisch mit vier Stühlen und in der Ecke ein reinliches Bett vollendeten das Meublement dieser freundlichen Behausung, die man in der unscheinbaren Uhu-Hütte gar nicht gesucht hätte. Eine Zither lag auf dem Tische, Blumentöpfe standen auf dem Fensterbrette.

An der einen Wand hing das Bildniß eines Mannes in der Jägertracht der Achtziger-Jahre des vorigen Jahrhunderts, ein stattlicher, schöner aber finsterer Mann.

Die Blödsinnige wies mit einem Seufzer nach dem Bilde und sagte:

„Das ist der Vater meines gegenwärtigen Herrn, Herr Gottlieb Hahn, fürstlicher Forstmeister in Neulengbach. Wie ich in's Haus kam, war ich blutjung und bildschön."

Afra, obwohl ihr das Lachen nahe stand, verzog doch keine Miene; sie wußte es von den Fexen ihrer Heimat, daß diese unglücklichen Geschöpfe

sehr verliebter Natur sind und sich auf ihre Schönheit gewaltig viel einbilden; ihre Einbildung und Verliebtheit wächst mit ihrer Häßlichkeit.

„Wenn Der eine Todsünde von Einem verlangt hätte, man hätt' ihm's nicht abschlagen können," fuhr Frau Lenerl fort, in Erinnerungen versunken, „aber 's kam nicht dazu, weil ihm die andern Weiber zu viel nachliefen, die Frau Kastnerin von Neulengbach und die Kaufmannsfrau von Aspenhofen und die Verwalterin von St. Christofen — und — und — sie fallen mir gar nicht alle ein, die verliebten Greteln; haben ihm auch heidenmäßig viel Geld gekostet, so daß seiner armen Frau, als ihn auf der Pürsch ein Wilddieb niederschoß, nichts blieb, gar nichts! und sie mußte in's Elend wandern sammt ihrem Söhnlein, der froh sein mußte, endlich Jägerjung beim Förster auf der Tannering zu werden."

Afra wußte also bereits aus dem Geschwätze der Alten, daß ihr jetziger Herr, der offenbar auch der Anführer der „schwarzen Brüder" war, Jägerjung auf der Tannering war und Hahn heißen mußte, wie sein Vater, der Forstmeister von Neulengbach.

Gleichwohl fragte sie, als ob sie keine Ahnung hätte:

„Und wer ist denn Euer gegenwärtiger Herr, Mutterl?“

Die Alte legte den Finger auf den Mund.

„Pst!“ machte sie, „man weiß nicht, wie er heißt, man fragt nicht, wer er ist; aber schön und stattlich ist er, wie sein gottseliger Herr Vater, und wie die Weiber dem alten Gottlieb nachgelaufen sind, so rennen sie jetzt dem jungen Ferdinand nach.“

Also hieß der Anführer der „schwarzen Brüder“ Ferdinand Hahn.

„Was war mein Ferdinanderl für ein wunderschönes Kind,“ fuhr Frau Lenerl fort, in der Vergangenheit schwelgend, „ich habe ihn aufgezogen bis zu seinem fünften Jahre, wo seinen Vater selig die Kugel des Raubschützen traf. Da mußten wir Dienstboten alle aus dem Hause, ich glaubte, daß mir das Herz brechen würde, als ich von meinem herzigen Bubi fort mußte. Ich ging damals nach Wien und blieb viele Jahre dort im Dienste, in den schönsten Häusern, wenn sie mich auch zu nichts als zum Abwaschen brauchen konnten. Aber mein Ferdinandl ist ein dankbares Kind, und als er wieder soviel zusammengebracht, daß er diese Hütte kaufen konnte, da schenkte er dieselbe seiner Mutter, und als diese gestorben war, schenkte er sie mir, als ob ich auch seine Mutter wär’.“

Und sie begann plötzlich zu springen und zu tanzen, klatschte in die Hände und sang in einem höchst unmelodischen Tone:

„Die Frau Lenerl hat nie einen Mann gehabt, nie ein Kind gehabt, aber sie ist doch dem Ferdinand seine Mutter, — holladara! hopsasa!“

Halb lächelnd, halb wehmüthig betrachtete Afra das blödsinnige Treiben des armen Geschöpfes.

Mit einem Male aber hielt die Blödsinnige inne und sagte fast drohend:

„Schau! schau! ich verzähle Dir Alles, was Du gar nicht zu'wissen brauchst, und ich weiß von Dir noch nicht einmal, wer Du bist, wie Du heißest?“

„Afra Langhammer heiß' ich,“ erwiderte die Gefragte rasch, „mein Vater ist der Pflugradlwirth zu Sterzingen im Tiroler-Landl.“

„Und was machst Du hier?“

„Ich war Magd in Wien und bin jetzt auf der Wallfahrt.“

„Wohin?“

„Nach Maria-Taferl.“

„Ist dort eine gute Mutter-Gottes, die viel Wunder wirkt?“

Man wundere sich nicht über die einfältige Frage des halbblödsinnigen Geschöpfes, — gibt es doch

so viele gescheidte, hochstehende Katholiken, welche eine Unzahl von Madonnen verehren, deren Fürbitte bei Gott bald von größerer, bald von minderer Wirksamkeit sein soll.

Afra antwortete:

„Ich setze mein ganzes Vertrauen auf die Mutter Gottes Maria-Taferl und glaube zuversichtlich, daß sie mir all das Herzeleid wegnehmen wird das jetzt meine Seele bedrückt."

„So? so?" meinte die Alte, „Du hast also etwas auf dem Herzen, was Dich drückt? Ich möchte auch wohl nach Maria-Taferl wallfahrten."

„Warum?"

„Weil ich auch was habe, was mir auf dem Gewissen brennt und was ich gern losbringen möchte."

„Nun, so geh' mit mir."

„Wenn's der Herr erlauben möcht' und wenn ich wüßte, daß mir die liebe Frau verzeiht."

„Ist's denn gar so was Arges?"

„Ich will Dir's erzählen, damit Du mir dann sagen kannst, ob mich die Mutter Gottes nicht von sich stoßen wird. Hör' mir zu, Tirolerin, — s war vor ungefähr neun Jahren, da war ich in der Kärntnerstraße im Dienste bei einem Krügler*), der

---

*) Geschirrhändler.

sein Gewölbe neben einem großen schönen Haus hatte, das einem Grafen gehörte."

In diesem Augenblicke vernahm man einen gellenden Pfiff und ein Hund schlug an.

„Das ist der Herr, — der Herr!" rief die Blödsinnige, in die Hände klatschend.

Im nächsten Augenblicke trat Ferdinand Hahn in die Stube.

Allein es war nicht der im Kohlenbrenner-Gewande verkleidete Anführer der „schwarzen Brüder" mit dem rußgeschwärzten Gesichte, — es war ein junger, stattlicher Jägersmann.

Sein hübsches Gesicht, das nur durch die Spuren einer etwas flotten Lebensweise einen Ausdruck von Abspannung bekam, hatte jenen dunklen Teint, wie ihn Leute bekommen, die sich viel im Freien aufhalten, prächtig dazu paßten die schwarzen Haare und die feurigen Augen, — der etwas frivole, spöttische Mund zeigte zwei prachtvolle Reihen Zähne. Die schlanke, elastische Gestalt des jungen Mannes, er mochte zwischen 26 und 28 Jahren zählen, wurde durch die kleidsame Tracht und den unternehmend schief gesetzten Hut mit Gamsbart und Schildhahnfeder noch vortheilhafter hervorgehoben. Kurz, Herr Ferdinand Hahn war einer jener ländlichen Don Juans, die jedenfalls

zur Sage vom wilden Jäger Veranlassung gegeben haben, da sie unter der weiblichen Landbevölkerung fortwährend ihre Opfer suchen.

Der schmucke Jägersmann trat auch mit dem sicheren Bewußtsein seiner Schönheit auf, man sah es ihm an, daß er des Sieges gewohnt war.

Bei seinem Anblicke gerieth die Blödsinnige vollständig außer sich; sie konnte sich an ihm nicht satt sehen und gab ihrem Entzücken, ihrer Bewunderung bald durch ein grunzendes Murmeln, bald dadurch Ausdruck, daß sie die Hände zusammenschlug.

Herr Ferdinand Hahn war mit dem Hute auf dem Kopfe in's Zimmer getreten, bei Afra's Anblicke that er, wie überrascht, zog den Hut ein wenig und sagte:

„Ah! schönes Dirndl, wie kommst denn Du daher?“

„Hm! das wirst Du wohl am besten wissen,“ erwiderte Afra, welche, da er sie dutzte, von dem alten Vorrechte der Tiroler Gebrauch machte und ihn ebenfalls mit Du ansprach.

„Ich? wie sollte ich?“ antwortete er.

„Hast Du mich nicht hierher geschickt?“ fragte sie.

„Daß ich nicht wüßte “

„Der Mann, der mich hierher gebracht, sagte, daß mich der „Herr“ hierher schicke, und als Du

kamst, sagte mir die Frau da: der „Herr“ kommt.“

Ferdinand Hahn warf einen ärgerlichen Blick auf die Alte und erwiderte:

„Was hat das für einen Sinn, was ein Trottl sagt? — 's kann schon sein, daß Dich ein „Herr“ hergeschickt hat, allein ich bin dieser „Herr“ nicht, — ich bin der Forstjung von Ried, — zufällig gehört diese Hütte mir und so mag mich die Alte, die hier das Hauswesen führt, allerdings den „Herrn“ nennen.“

Afra antwortete nicht; sie sah, daß sich der Jägersmann vor ihr nicht als den Führer der „schwarzen Brüder“ zu erkennen geben, sondern ein Anderer sein wollte, obwohl sie ihn am ersten Tone seiner Stimme erkannt hatte. Gleichwohl beschloß sie, anscheinend auf seine Idee einzugehen, um zu erfahren, was er eigentlich im Schilde führe, und ihr eigenes Benehmen darnach einzurichten. Bei all' ihrer Frömmigkeit besaß Afra doch jenen Mutterwitz, welcher den Töchtern des Tiroler-Landes nicht abzusprechen ist.

Ferdinand Hahn zog aus seiner Waidtasche ein Stück Kalbfleisch, das er der Alten einhändigte, Brod und Käse, dann eine Flasche Wein und diese auf den Tisch stellend, sagte er:

„Ich will heut' mein Gabelfrühstück im Walde halten, — richt' uns den Braten auf's Beste her, alte Lenerl, — willst mein Gast sein, Tiroler Dirndl?"

„Ei, warum denn nicht?"

„Wie heißest Du denn?"

„Afra, lieber Herr."

„Nun, wir wollen Eins plaudern miteinander, während die Lenerl für uns kocht, — wirst schon erlauben, daß ich mich zu Dir setze."

„Auf alle Weis."

Die Blödsinnige hatte das ihr anvertraute Kalbfleisch fortgetragen, der Jägersmann zog sich einen Stuhl heran, nahe neben Afra, setzte sich auf denselben und begann:

„Ich will Dir aus dem Traum helfen, Tirolerin, — denn ich hab's gar wohl bemerkt, daß Du mich für einen Andern hältst, als ich bin."

„Ei, wie so denn?"

„Na na, — mach' mir nichts weiß, — jedenfalls bist Du den „schwarzen Brüdern" in die Hände gefallen und ihr Rädelsführer hat Dich hierher geschickt."

„'s ist allerdings so."

„Und nun meinst Du, ich sei derselbe, weil ich in Gestalt und Stimme mit ihm soviel Aehnlichkeit

habe; bist aber doch auf dem Holzwege, Dirndl, denn ich bin's nicht. Ich bin, wie bereits gesagt, der Forstjung Ferdinand Hahn von Ried und der Andere, der mir so ähnlich sieht, ist — mein Bruder."

„Euer Bruder?"

„Ja, mein Zwillingsbruder Leopold, ein leichtsinniges Tuch, das sich mit Wildschützen, Holzdieben und Urlaubern zusammen gethan, um Franzosen und Franzosenfreunde zu brandschatzen; ich selbst möchte mit einem solchen Handwerk nichts zu thun haben."

„So! so!" erwiderte Afra.

Sie wußte nicht, was den Jägersmann zu dieser Lüge bewog, denn eine Lüge war es jedenfalls; hätte Ferdinand einen Zwillingsbruder gehabt, die halbblöde Lenerl hätte in ihrer Begeisterung für die Familie Hahn sicher nicht denselben verschwiegen. Warum wollte er vor ihr als ein Anderer erscheinen? Fürchtete er etwa durch sie verrathen zu werden? Sie hatte ja ganz andere Dinge im Kopfe. Wäre Afra eine Kokette oder wenigstens in Liebes-Affairen bewanderter gewesen, sie wäre rascher darauf gekommen. Der Anführer der „schwarzen Brüder" hatte sich, — kein Wunder bei einem solchen ausgesprochenen Don Juan, — in das schöne Mädchen bis über beide Ohren verliebt und er

wollte in ihren Augen nicht als ein Räuber erscheinen. Ohne den wahren Grund dieser Verstellung zu ahnen, beschloß Afra doch, sich seiner Idee anscheinend anzuschließen und sagte:

„Schau, schau, jetzt kann ich mir's erst erklären, warum mir Deine Stimme so bekannt klang."

„Wenn man uns reden hört, ohne uns zu sehen, kann man uns verwechseln," erwiderte Hahn, „im Gesichte ist freilich die Aehnlichkeit nicht so groß, — doch Du hast meinen Bruder wohl nur gesehen, als sein Antlitz geschwärzt war?"

„So ist es," antwortete Afra, die absichtlich auf alle seine Ideen einging.

„Auch ist mein Bruder ein Weiberfeind" —

„Hm! ja! — er hat mich recht angeschnauzt."

„Na, siehst Du? — Ich würde so was nicht thun, — im Gegentheil, ich würde recht schön und freundlich mit Dir reden, — denn Du gefällst mir ganz außerordentlich, Tirolerin."

„Hör' auf, Jägersmann. Das sagst Du wohl einer Jeden."

„'s ist mir aber noch nie so vom Herzen gegangen, wie bei Dir."

„Wozu sollt's führen?"

„Je nun, wenn Du wirklich keinen Schatz hast," sagte Ferdinand Hahn, aus der Rolle fallend, denn

es war ja der von ihm erfundene Bruder, der Räuber-Anführer, dem Afra dieses gestanden hatte, „wenn Du wirklich Dein Herz frei erhalten hast, so möchte ich wohl Deinen Schatz machen."

„Ah beleib! Mit einem Schatze ist mir nicht geholfen, — bin eine ehrliche Dirn' und will's bleiben, — wer mein Schatz werden will, muß zuerst mein Mann werden."

„Schau, Tirolerin, — Du gefällst mir so gut, daß ich Dich auch heiraten möcht'."

„Oho! auf was denn? auf eine Bettelsuppe?"

„Nicht so bagatellmäßig geredet, Dirndl, — da schau her, — die ganze Brieftasche hab' ich voll Banko-Zettel."

Und prahlerisch zog er eine alte lederne Brieftasche und zeigte Afra seinen Schatz, der jedenfalls aus dem Beute-Antheil bestand, der ihm von dem Gelde zugefallen war, das die „schwarzen Brüder" der Gräfin Unteil-Sarmage abgenommen hatten.

Afra hätte antworten können, daß sie solches Geld verabscheue, allein sie bezwang sich und sagte:

„Na, das ist freilich etwas, — aber als Jägerjung wirst Du doch nicht heiraten wollen."

„Wie lang' kann's dauern, bin ich Förster. Die Försterei in Böhmkirchen ist mir halb und halb zu-

gesagt. Schau, Tirolerin, Du würdest eine prächtige Försterin abgeben."

Dabei legte der ländliche Don Juan seinen Arm um ihre schlanke Taille.

Sanft sich losmachend, sagte sie, tirolerisch derb:

„Gehst weg, Du sakrischer Bub — zu so was hat's noch Zeit, man muß sich doch zuerst kennen lernen."

„Nun, wir fangen eben an."

„Nein, nein, — 's ist nichts mit der Löfflerei, bis ich von Maria-Taferl zurückkomme."

„Ja richtig, Du gehst ja nach Maria-Taferl wallfahrten."

„Dein Bruder hat mir versprochen, mich hier abzuholen und mich im Flechtl nach Pottenbrunn zu führen."

„Mein Bruder hat keine Zeit," rief Ferdinand Hahn lachend, „ich werde kommen und Dich selber abholen."

„Wird Dein Bruder nicht böse d'rüber werden?"

„Ah pah! ich will's schon bei ihm verantworten."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen verging die Zeit, bis die alte Lenerl den Tisch deckte und das Mahl auftrug.

Afra aß mit dem Appetite der Jugend und trank sogar ein Glas Wein, den ihr der Waidmann

aufnöthigte, der lustig plaudernd sich als einen guten, fröhlichen Gesellschafter erwies, an dessen Munde die Augen seiner alten Erzieherin mit Bewunderung hingen. Auch Afra mußte zugeben, daß sie in ihrem Leben keinen so lustigen und unterhaltenden Mann kennen gelernt und sie fand es begreiflich, wenn ihm die Dorfschönheiten ihre Herzen zuwendeten, wenn auch sie, die obendrein ein ganz anderes Bild in ihrem Herzen trug, bei dem Gedanken schauderte, daß dieser Mann ein Räuber und dem Galgen verfallen war.

Die Mahlzeit war zu Ende, — Ferdinand, der während dieser ganzen Zeit es keinen Augenblick unterlassen hatte, der schönen Tirolerin in seiner Manier den Hof zu machen, stand auf, warf die Flinte über die Schulter und sagte:

„B'hüt Gott, Kinder, — ich muß noch den Wald abgehen, bis hinüber zum Fuchsbüchel, — wird wohl Nacht werden, eh' ich nach Ried komm', — Adjes, Tiroler Dirndl.“

„Und wann komm' ich denn von hier fort?“ fragte Afra ängstlich.

„Morgen hole ich Dich mit dem Flechtl.“

„Und so verliere ich wieder einen Tag!“ jammerte die Gefangene.

Lenerl hatte eben das Geschirr hinausgetragen, sie waren allein.

Der schöne Jägersmann trat hart zu ihr, faßte ihre Hand und sagte leise zärtlich:

„Ich kann auch früher kommen, Tirolerin, wenn Du willst."

„Was meinst Du?"

„Wenn die Alte schlafen geht, wird sie Dich hier einsperren; dann komm' ich und klopf' an Dein Fensterl, wirst aufmachen, Du herziges Dirndl Du?"

„Nicht unterstehen, Jägersmann, ich kratz' Dir die Augen aus."

„Ich will's darauf ankommen lassen!" rief er lachend und sie rasch an sich ziehend, drückte er einen brennenden Kuß auf die Lippen der sich Sträubenden, die purpurroth vor Scham wurde.

„Du höllischer Bub, — Du frecher Dieb!" schimpfte Afra.

„B'hüt Gott, Tirolerin! auf Wiedersehen!" rief er lachend zurück und eilte zur Thür hinaus.

„Was hat's denn gegeben?" fragte die Frau Lenerl, die wieder eintrat.

Afra erzählte das Vorgefallene und die Alte meinte:

„Einen Kuß?! Na, wenn's weiter nichts war, warum zerreißt Du Dir das Maul, Tirolerin? 's nützt Dir doch nichts, — wenn sich der einmal Eine in den Kopf setzt, so gehört sie ihm."

Afra antwortete nichts, aber sie fand, daß sie nichts Besseres thun könne, als sobald als möglich von diesem bedenklichen Orte wegzukommen. Das Erste war, daß sie sich die Alte geneigt machen und auf ihre Schwächen eingehen mußte.

„Ich begreife es, daß Ihr Euren Ziehsohn so lieb habt.“

„Ob ich ihn liebe!“

„Er ist so ein schöner Mann!“

„Und so lustig, so gescheidt! — Gelt Tirolerin, Du bist auch in ihn vergafft?“

„Na, man sagt so was nicht gern, wenn's auch so ist; reden wir von was Anderem. Der schöne Jäger kam, als Ihr mir eben erzählen wolltet, daß Ihr auch etwas auf dem Herzen habt, weswegen Ihr eine Wallfahrt machen möchtet.“

„Ja, Tirolerin, 's ist so, — etwas, was mich recht stark drückt.“

„Na, so theilt mir's mit und erleichtert Euer Herz.“

„Das will ich auch, hör' mich an. Es war im Jahre 1803, im Jänner, — da diente ich in Wien, im Gasthofe zum wilden Mann in der Kärntnerstraße, — freilich brachte ich's nicht bis zur Köchin, man behandelte mich als eine dumme Person, weil ich

nicht so schön reden und „Buckerln" *) machen konnte, wie die anderen Weibsbilder im Hause, ich wurde nur zur groben Arbeit verwendet, zum Abwaschen, Schaffelreiben und was halt sonst dergleichen ist. Die Kost war gut und viel, aber die Zahlung blutschlecht und wenn man gute Schuhe und ein ordentliches Kleidl auf dem Leib' haben wollte, so blieb Einem kein Kreuzer auf was anderes übrig."

Afra hörte ziemlich unaufmerksam zu.

„Du kannst Dir denken, Tirolerin," fuhr die alte Lenerl fort, „daß man, wenn's so knapp mit dem Gelde steht, gern jeden Nebenverdienst mitnimmt, wenn er nur ehrlich ist, denn auf unehrlichem Wege hätt' ich mir spottleicht genug verdienen können, daran fehlt's in der Wienerstadt nicht, wenn man sauber ist."

Es läßt sich nicht schildern, mit welchem Selbstbewußtsein die Schwachsinnige von ihrer Schönheit sprach. Gleichwohl brachte es Afra über's Herz, nicht zu lächeln.

Die Beschließerin der Uhu-Hütte erzählte weiter:

„Eines Abends, wie wir in der Küche schon Feier-Abend gemacht hatten, ruft mich die Haus-

*) Knixe.

meisterin vom Nachbarhause, — macht's ungeheuer wichtig und sagt mir, den Grafen — — wie hieß er nur? — den Grafen U — — Ungleich — ah pah! — den Namen hab' ich vergessen, thut auch gar nichts zur Sache, — also einen Grafen in der Nachbarschaft habe der Schlag getroffen, — vor einer Stunde; er sei mausetodt und man suche Weiber, den Leichnam zu waschen. Sie, die Hausmeisterin, fürchte sich allein zu gehen, wenn ich aber mitgehen und ihr beim Todtenwaschen helfen wollte, so würde sie mir einen Guldenzettel geben. Um einen Guldenzettel hätte ich damals alle Todten im Spital gewaschen, — ich war also flugs dabei und ging mit der Hausmeisterin in's Palais, wo der todte Graf lag und das sich gar nicht weit vom „wilden Mann", ebenfalls in der Kärntnerstraße befand."

Afra ward aufmerksamer, die Erzählung begann sie zu interessiren.

„Das ganze Haus war in Bestürzung, — die Gräfin hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen und weinte, — die Dienstleute steckten die Köpfe zusammen, — der Todte lag noch in seinem Schreibzimmer, in welchem ihn während der Arbeit der Schlag getroffen hatte. Dort sollten wir ihn auch waschen und anziehen, — worauf ihn seine Diener in einen großen Saal tragen sollten, wo er auf einem

Paradebett ausgestellt werden mußte. Wir gingen also hinauf in den ersten Stock in's Arbeitszimmer und fanden dort den armen Herrn auf einem Sofa ausgestreckt, steif, kalt. Wir machten uns gleich an die Arbeit. Während ich mir alle Mühe gab, Schlafrock, Hemd und Unterhosen des Todten wegzubringen, ging die Hausmeisterin nach der Küche, um warmes Wasser, Schwamm und Seife zu holen, — was man halt bei einer solchen Gelegenheit braucht."

Die Stimme der alten Lenerl, die bis dahin hell und voll geklungen, sank auf einmal zu einem unheimlichen Flüstern herab.

„Ich war allein," erzählte sie weiter," allein mit dem Todten, daraus machte ich mir aber nichts. Was mich in Aufregung brachte, war das schöne Zimmer. Auf dem Lande aufgewachsen, immer ein armer Dienstbot, hatte ich so was noch nie gesehen. Der Luster an der Decke, die Uhren und Spiegel an der Wand, Kästen und Tische voll Papiere und Schriften, machten mir den Kopf ganz wirblich, — auf einem Schreibtisch stand eine kleine Uhr, die schlug halb zwölf und spielte gleich d'rauf ein lustiges Stückl, — das mußte ich in der Nähe sehen. Ich trete zum Tisch und erblicke etwas, was meine Neugier noch mehr erregte — ein Betbuch, ein

wunderschönes Betbuch von schwarzem Leder mit Goldschnitt und voll von Heiligen-Bildern. Nun hätte ich schon lange für mein Leben gern ein Betbuch gehabt, aber ein halbwegs schönes kostete fünf, sechs Gulden (Banko-Zettel), wo hätte ich armer Teufel so viel Geld hernehmen sollen. Ich kann zwar nicht lesen, nicht ein Wort, aber am Sonntage in der Kirche stehen, in's Gebetbuch hinein zu schauen und zu thun, als ob ich recht andächtig betete, das schien mir immer als die höchste Herzensfreude."

„Nun, — und weiter?" unterbrach Afra die Verzückte.

„Ich nahm das Buch in die Hand, es war aufgeschlagen," fuhr die Alte fort, „um es nicht zu verblättern, nahm ich einen Streifen Papier, der auf dem Tische lag, und legte denselben hinein. Dann stellte ich mich hin und that, als ob ich läse und murmelte recht andächtig, machte ein Kreuz nach dem andern, eine Verbeugung nach der andern, schlug das Buch bald auf dieser, bald auf jener Seite auf und küßte die Heiligenbilder, gerade halt so, wie es die Leute in der Kirche thun."

Wer die Nachahmungssucht der Cretins kennt, wird dieses kindische Benehmen der Leichenwäscherin nicht seltsam oder ungewöhnlich finden.

„Nun und was geschah dann weiter?" fragte die Tirolerin, die sich jetzt wirklich für die Erzählung interessirte.

„Wart nur, — 's kommt gleich," schloß die alte Lenerl, „während ich noch so dastehe und mit dem Betbuche meine Herzensfreude habe, höre ich draußen Stimmen, die Hausmeisterin kam mit dem Kammerdiener, einem alten bissigen Franzosen, dem die Deutschen nichts recht machen konnten. Ich erschrecke und statt das Buch wieder auf den Tisch zu legen, stecke ich's in die weite Tasche meines Rockes. Aus war's! — Der Teufel hat's gefügt, daß ich keinen Augenblick mehr allein blieb, um das Betbuch wieder auf seinen Platz zu legen. Und der böse Feind, der den Menschen verführt, flüsterte mir in's Ohr: Lenerl, behalt' das Betbuch, — die reichen Leute haben Geld genug, — die können sich eher hundert Betbücher kaufen, als Du ein einziges. Das Betbuch gehörte dem todten Grafen, den Du gewaschen hast, wofür Du einen Gulden bekommst, während die Hausmeisterin drei, vier Gulden einsteckt; — das will der todte Graf im Himmelreich nicht, — er hat Dir das schöne Betbuch als Erbschaft vermacht, — behalt's nur, Lenerl, behalt's nur! So redete mir der böse Feind fort und fort zu, ich ließ mich bethören,

behielt das Buch und wurde — eine Diebin."

„Das war nicht recht!" sprach Afra ernst.

„Freilich war's nicht recht," bestätigte die Alte, „drum drückt mich auch das Gewissen bis auf den heutigen Tag, aber ich konnte mich von dem lieben Betbuch nicht trennen, an den schönen Heiligenbildern nicht satt sehen, ich hab's aufgehoben sammt dem Papierstreifen, den ich damals hineinlegte, bis zum heutigen Tage und meine größte Seligkeit ist noch immer, wenn ich das Buch vor mir aufschlage und so thue; als ob ich draus betete, obwohl ich kein Wört'l lesen kann."

„Ich glaube, die Sünde ist nicht so groß," meinte die fromme Tirolerin, „übrigens müßt Ihr's doch beichten und wenn's der geistliche Herr befiehlt, das Buch zurückgeben."

„Ich hab's schon gebeichtet," versicherte die Lenerl, „der geistliche Herr hat gemeint, ich soll das Gebetbuch zurückgeben, wenn ich wieder nach Wien komme. Ich bin aber seitdem nicht nach Wien gekommen und darum habe ich auch das Buch behalten."

Für eine halbblödsinnige Person war diese Motivirung ziemlich spitzfindig.

„Ihr könntet mir wohl auch das schöne Buch

zeigen," meinte Afra, „möcht' auch gern ein Bißl drin beten."

„Kannst Du denn lesen?" fragte die Alte verwundert.

„Ei freilich! hab's ja gelernt in der Klosterschul' in Sterzing."

„Eine Bauerndirn und kann lesen! die Welt steht nimmer lang! wart', ich bring's gleich."

Frau Lenerl öffnete den Kasten und zog das Buch hervor, das sorgfältig in weißes Papier eingeschlagen war. Sie legte es vor Afra auf den Tisch, wie man etwa einen kostbaren Brillant-Schmuck zur Bewunderung hinstellt, und öffnete dann den Deckel. Die erste Seite zeigte ein Kreuzbild mit der darunter stehenden Madonna. Der Titel des Buches, wie dessen Inhalt waren französisch.

„Na, das ist ja französisch," meinte Afra lächelnd, „das kann ich freilich nicht lesen."

„Na siehst Du, daß Du nicht lesen kannst," rief die Blödsinnige, triumphirend über ihre Gescheidtheit, „wer lesen kann, muß Alles lesen können. Ich hab' mir's ja gleich gedacht, — eine Bauerndirn' und will lesen können! zu was wären denn die geistlichen und gestrengen Herrn (Beamten) auf der Welt?"

„Aber die Bilder darf ich doch anschauen und bewundern, wie Du?" fragte Afra, die keinen Versuch machte, der Schwachsinnigen andere Begriffe über's Lesen beizubringen.

„Freilich, freilich, — schau's nur an, Tirolerin, — s'ist eine wahre Pracht."

In diesem Augenblicke fiel der Schatten eines Mannes durch's Fenster; beide blickten auf, vor dem Fenster stand ein junger Bursche und winkte der Blödsinnigen.

„Das ist der Wegerer Jagl," sagte die Alte, „der bringt eine Post vom Herrn. Schau Dir einstweilen die Bilder an, ich muß hinaus."

Die Lenerl eilte vor's Haus.

Afra blieb mit dem Buche allein.

Sie blätterte dasselbe langsam durch, bewunderte jedes Heiligenbild und drückte einen andächtigen Kuß darauf, sie fand zwischen den Seiten auch verdorrte Blätter und Blumen, endlich ungefähr in der Mitte des Buches einen schmalen Papierstreifen, auf welchem mit vergilbter Tinte ein Paar Zeilen geschrieben waren.

Es war dasselbe Papier, welches die zum Leichenwaschen berufene Lenerl vom Schreibtische des todten Grafen weggenommen und in das Gebetbuch gelegt hatte.

Afra konnte sich nicht enthalten, die in deutscher Sprache geschriebenen Zeilen zu lesen.

Sie lauteten:

„Bestätige, unter heutigem Dato von Herrn Jakob Totzenauer, bürgerlichem Seifensieder, die Summe von 50,000 fl. baar erhalten zu haben, welche ich mich bis 1. des Monates Februarii rückzuzahlen hiermit verpflichte.

Antoine Graf Unteil-Sarmage.

Wien am 15. Jänner 1803.“

Fast erschrocken ließ die schöne Tirolerin den Zettel fallen. Welch' wichtiges Dokument war das vielleicht gewesen, das die blödsinnige Person ohne es zu wollen unterschlagen hatte. Afra wußte, daß der Thorwartl vom „blauen Herrgott,“ den die Franzosen gefangen weggeführt hatten, Totzenauer hieß und einmal reich gewesen war. Sollte er derjenige sein, der auf der Bestätigungs-Urkunde genannt war? Die alte Lenerl sah in dem Papierstreifen nichts als ein Merkzeichen, das für sie keinen Werth hatte, für Totzenauer oder für die gräfliche Familie war es vielleicht von hoher Wichtigkeit. In Folge einer plötzlichen Eingebung legte sie das Papier rasch zusammen und steckte es in den Busen, das Tuch darüberziehend.

Dann klappte sie das Buch wieder zu und wickelte es sorgfältig in das weiße Papier, so daß die Alte, als sie zurückkam, keine Ahnung davon hatte, daß aus dem Buche etwas fehle und es, ohne das Papier zu öffnen, wieder im Kasten verschloß.

Wir haben noch nachzuholen, was der Wegerer Jagl für eine Botschaft gebracht

Er hatte die Alte zur Seite gezogen und flüsterte ihr in's Ohr:

„Das ist ein sauberes Weibsbild, — was Ihr hier habt, Lenerl."

„Nichts für Dich, junger Bub, — gehört für den Herrn."

„Hab' mir's gedacht, — da wird er wohl heut' Abends hierher kommen?"

„Bis gegen neun Uhr sicher; — die Tirolerin läßt er nicht aus."

„Ich hätt' ihm was zu sagen gehabt" —

„Wenn er in der Liebesbrunst ist, läßt er sich nicht gern stören. Sag' mir's."

„Auch gut. Der Bischof von St. Pölten hat die Anzeige gemacht, daß seine Verwandte, eine Gräfin aus Wien, von den „schwarzen Brüdern" angehalten und ausgeraubt wurde."

„Schau! schau! was geht das den Herrn an?"

„Nun, ich meine nur. Sagt ihm auch, er soll sich vor dem Ansteiger-Seppl in Acht nehmen, der meint's nicht gut mit ihm."

„Ah pah! — aber sagen will ich's ihm."

„Gute Nacht, Frau Lenerl."

„Gute Nacht, Jagl."

Der Bursche schlug sich in's Gebüsch und verschwand in der Richtung gegen Neu-Lengbach. Die Blödsinnige kehrte in die Uhu-Hütte zurück.

So verstrich der Abend.

## 6. Kapitel.

## Eine blutige Katastrophe.

Wie es im Gebirge nichts Seltenes, so geschah es auch diesmal, — das Gewitter des vergangenen Abends wiederholte sich. So schön es den Tag über gewesen, so zogen Nachmittags doch wieder dunkle Wolken herauf und bildeten über dem Thal-Kessel, in welchem die Uhu-Hütte lag, ein schwarzes Dach, in welchem zeitweilig Blitze zuckten, bis gegen 7 Uhr das Unwetter losbrach.

Die alte Lenerl theilte die den Trotteln eigene Furcht vor den Gewittern, sie flüchtete zu Afra und stieß bei jedem Blitz und Donnerstreich einen Schreckensschrei aus, sich unzählige Male bekreuzend.

Wenn Afra auch nicht eine solche übertriebene Gewitter-Furcht empfand, so war doch der Aufenthalt in der einsamen Waldhütte, wo links und rechts das zu Thale schießende Wasser niederrauschte, kein so angenehmer, als daß ihr nicht die Anwesenheit eines menschlichen Wesens, war es auch nur eine Schwachsinnige, willkommen gewesen wäre. Sie verbrachte also den Abend in der Gesellschaft der Alten und dies war die Ursache, daß sie sich nicht auszog und zu Bette legte.

Etwa 9 Uhr war es, da ertönte wieder jener eigenthümliche Pfiff und Frau Lenerl rief aufspringend:

„Der Herr kommt!"

„Er kommt heute noch einmal?" fragte Afra überrascht und unruhig.

„Hast Du ihn denn nicht erwartet?"

„Erst morgen in der Früh."

„Geh' geh', stell' Dich nicht närrisch, — in der Früh geht man nicht zum Dirndl, sondern auf die Nacht."

Afra wollte antworten, allein die Alte eilte hinaus, ihren Herrn zu empfangen.

Wenige Augenblicke darauf trat Ferdinand Hahn in die Stube; er war etwas blaß und eine finstere Wolke lagerte auf seiner Stirne. Das Gewehr

stellte er in eine Ecke und den Rock ausziehend, sagte er:

„Grüß Gott, Tirolerin!“

„Auch soviel,“ antwortete Afra.

„Ich muß Dir schon eine Visite in Hemdärmeln machen,“ fuhr er fort, „denn ich bin bis auf die Haut naß, — das Höllenwetter will gar nicht aufhören.“

„Thu' sich der Herr keinen Zwang an, der Herr ist ja zu Hause.“

„Ei freilich, hab' auch was Gutes mitgebracht für die Küche, — die Alte macht's just zurecht, — wir wollen miteinander soupiren, wie die noblen Leute sagen.“

„Dank' schön, — gehöre nicht zu den noblen Leuten, — brauche zum Nachtmahl nichts als ein Stück Brod.“

„Aber ein Glas Wein wirst Du doch trinken?“

„Auch dafür danke ich, 's thut kein gut,“ erwiderte Afra, an die Aufregung sich erinnernd, in welche sie Morgens der genossene Wein versetzt hatte.

Die alte Lenerl trat wieder ein, sie hatte Käse und Schinken, welchen Hahn mitgebracht hatte, auf Tellern aufgeschnitten und zurecht gelegt, stellte auch zwei Flaschen Wein und Gläser auf den Tisch und wünschte guten Appetit.

„Greift zu,“ befahl der Anführer der „schwarzen Brüder“ und die Alte ließ sich's nicht zweimal sagen. Afra nahm nur ein Stück Brod.

Ferdinand Hahn stürzte rasch ein paar Gläser Wein hinab, die Blässe schwand aus seinem Antlitze und wich einer fiebernden Röthe.

„Gelt' Dirndl?“ — fragte er, „auf der Uhu-Hütte ist's einsam und schaurig?“

„Ei, warum denn? 's gefällt mir recht gut,“ erwiderte Afra, die mit Angst die eigenthümlichen Blicke beobachtete, welche der Jäger auf sie richtete.

„Mach' mir nichts weiß!“ fuhr er fort, „bist doch froh, wenn ich hier bleibe.“

Afra antwortete nicht.

„Geh schlafen Alte, 's ist Zeit,“ befahl er, „'s ist Zeit und der Donner brummt nicht mehr so stark, daß er Dich aufwecken könnte.“

Gehorsam stand Lenerl auf, auch Afra erhob sich und wollte mit ihr gehen.

Aber im Nu war Hahn an ihrer Seite, faßte sie bei der Hand und sagte:

„Wohin?“

„Nun, — schlafen gehen mit der Frau Lenerl, Ihr habt es ja befohlen; — gute Nacht.“

„Du bleibst bei mir,“ sprach er mit erhobener

Stimme, „ich bin schlecht aufgelegt, Du sollst mich zerstreuen, — mir die Zeit vertreiben.“

„Was wär' mir das? Ich sollt' mit einem Mannsbild die Nacht allein bleiben?“

„'s wird wohl nicht anders gehen,“ antwortete er lachend, denn im selben Augenblicke war die Alte zur Thür hinaus geschlüpft, hatte dieselbe zugeschlagen und von außen versperrt, „hörst Du's, — die Frau Lenerl hat uns eingesperrt; — willst Du vielleicht die Thüre aufsprengen?“

„Das ist niederträchtig, gottlos!“ rief Afra außer sich, „pfui über die alte Gelegenheitsmacherin!“

„Sie that nur, was ich ihr befahl.“

„Pfui auch über Dich, daß Du so etwas befiehlst. Das ist kein Ehrenmann, der ein armes Mädchen gegen dessen Willen zurückhält.“

„Schimpf' nicht, Afra, Du weißt nicht, wie gut ich's mit Dir meine.“

„Das glaube, wer will, — ich nicht. Wenn Ihr's gut mit mir meint, so laßt mich frei und ungehindert meines Weges ziehen.“

Er schüttelte den Kopf und stürzte wieder ein Glas Wein hinab.

Dann sagte er sanft, beinahe traurig:

„Ach! Du hast leicht reden, Tirolerin, — denn

Du weißt nicht, was in mir vorgeht. Schau, Dirndl, Du hast mir's angethan vom ersten Augenblicke, wo ich Dich gesehen. Heute den ganzen Tag ist Dein liebes Gesichtel nicht aus meinem Gedächtniß gekommen und soviel Kummer ich auch heute schon durchgemacht, Alles, Alles ist vergessen, wenn ich Dir in Deine blauen, herzigen Guckerln schau. Ich hab' wohl schon dort und da geglaubt, daß ich „verbrannt" bin, hat mir hin und wieder Eine gefallen, — aber erst seitdem ich Dich kenne, weiß ich, was es heißt so Jemanden recht vom Herzen gern haben. Ach, Du weißt es nicht, Dirndl, wie Du mir so rasch in's Herz hineingewachsen bist."

Afra war fast gerührt durch diese Worte, — zudem war Ferdinand Hahn wirklich ein schöner Mann, der schon berechtigt war, auf die Liebe eines Weibes Anspruch zu machen.

„Aber schau, Jäger," sagte sie so sanft als möglich, „ich hab' Dir's ja heut' schon einmal gesagt, daß das zu nichts führt."

„Und ich hab' Dir gesagt," erwiderte er rasch, „'s führt zum Altar, wo Du mein Weib werden wirst. Du hast vielleicht heute Vormittag geglaubt, ich mache nur Spaß, als ich mit meinem Heirats-Antrag so mit der Thüre in's Haus fiel. Aber ich schwöre Dir bei unserem Herrgott, 's ist

mein heiliger Ernst, ich will Dich zum Weibe nehmen."

„Aber ich Dich nicht zum Mann."

„Warum nicht?" fragte er fiebernd vor Aufregung und wieder ein Glas leerend.

„Weil ich Dich nicht mag."

„Dann hast Du einen Schatz."

„Nein."

„Höll' und Teufel! zwanzig schlecken nach mir alle zehn Finger ab, warum bin ich gerade Dir nicht recht?"

„Weil — weil —"

„Nun? heraus damit!"

„Weil ich mich durch die Fabel von Deinem Bruder nicht hinter's Licht führen lasse," erwiderte das muthige Mädchen, „weil ich Dich an Deiner Stimme sofort erkannt habe als das, was Du bist, — ein Räuber, ein Anführer von Räubern. Ich mag keinen Mann, den ich vielleicht einmal am Galgen sehen müßte."

Er trat einen Schritt zurück, wurde leichenblaß und erwiderte:

„Ja, ja, — Du hast recht, ich will mich nicht länger verstellen, — die dumme Lug' geht mir ohnehin nicht vom Herzen, — ich bin Der, für den Du mich hältst, der Anführer der „schwarzen Brüder."

Und er setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf auf beide Hände und seine Brust hob sich schwer.

Afra beobachtete ihn schweigend.

Nach einer längeren Pause begann er wieder in sanftem Tone:

„Schau, Dirndl, Du bist hart und grausam gegen mich. Ich bin ja kein gewöhnlicher Räuber, kein Blut klebt an meinen Händen. Die Franzosen kamen in's Land und nahmen den Bauern im Gebirge ab, was sie hatten, — sie nannten das Requiriren, und ließen einen Bon oder eine Empfangsbestätigung zurück, die wohl nie gezahlt werden dürfte. — Nun, wir haben's den Franzosen vergolten, wir requiriren auch und wo wir Franzosen oder Franzosen-Freunde erwischen, die müssen uns zahlen für Das, was sie den armen Bauern abgenommen haben, — wir thun den Franzosen soviel Schaden als möglich, — wir fangen Proviant auf und führen eigentlich Krieg gegen den Feind unseres Vaterlandes.“

„Wenn Ihr das wollt, so zieht den Soldaten-Rock an, oder geht zur Landwehr, zum Landsturm, wie es mein Vater und meine Brüder in Tirol gethan,“ antwortete Afra, „so führt man Krieg gegen die Feinde des Vaterlandes, aber nicht,

indem man wehrlose Frauen gefangen nimmt, wie ich's gesehen habe, — eine saub're Heldenthat!"

Er biß sich in die Lippen, man sah es, wie der Widerspruch den starrköpfigen Mann erbitterte, gleichwohl faßte er sich, schüttete wieder ein Glas Wein hinab und erwiderte:

„Hast halt schon wieder Recht, Tirolerin, — der ehrliche Soldaten-Rock, der Kittel des Landwehrmannes wär' freilich gescheidter, als das geschwärzte Gesicht, mit dem wir dem Feinde entgegen gehen. Aber 's macht sich halt in der Welt Manches nicht so, wie man denkt und glaubt. Schau, wenn Du wolltest, Afra, könnte noch Alles gut werden, — ich gebe das Luder-Leben auf, ziehe mit Dir nach Steiermark oder Tirol, wo mich Niemand kennt, kauf' mir ein Gütel, — das Geld hab' ich ja." —

„Aber was für ein Geld! Unrecht Gut gedeiht nicht."

„Ach ja, so sagt man, 's ist aber nicht immer wahr. Die Fürsten und Grafen, die jetzt in Pracht und Herrlichkeit leben und auf Unsereins hochmüthig herabsehen, stammen von lauter Leuten ab, die einmal Raubritter waren und den Kaufleuten auf der Straße auflauerten, um sie zu plündern. Da siehst Du doch, wie unrecht Gut gedeihen kann."

Dennoch schüttelte die frommsinnige Tirolerin ungläubig den Kopf.

„Wir würden still und vergnügt leben, unsere Kinder gut erziehen“ —

„Ich hab' Dir schon gesagt, ich will nicht!“

Die Geduld, die er so lange bewahrt hatte, begann endlich zu weichen; er stürzte Glas auf Glas hinab, sein Gehirn brannte, seine Augen rollten wild und unheimlich klang seine Stimme, als er erwiderte:

„Also Du willst nicht? Es ist Dir also gar nichts daran gelegen, Du fromme Heuchlerin, dem Himmel eine Menschen-Seele zu retten, die sonst dem Teufel verfällt?“

„Wend' Dich an unsern Herrgott, — daß er sich Deiner erbarmt.“

„Ich wende mich an den Satan und er wird mir helfen. Vergißt Du denn, Tirolerin, daß wir zwei hier allein sind, ganz allein, in der stillen Nacht, daß Du in meiner Gewalt bist, schwaches Dirndl. Glaubst Du, ich werde mir die schöne Gelegenheit entgehen lassen? Daß ich ein Narr wäre! Du bist mein, — und wirst Dich meinem Willen fügen, — was Du dem Bräutigam hättest versagen können, wirst Du dem Liebhaber gewähren, und vielleicht hintendrein auf den Knieen

betteln daß ich Dich heirate und wieder ehrlich mache."

„Elender!"

„Jawohl bin ich ein Elender, Du hast's ja nicht anders gewollt. Was Du meiner Liebe verweigertest, werd' ich mir mit Gewalt nehmen. Her zu mir!"

Statt diesem Befehle Folge zu leisten, stürzte sie an's Fenster und riß dasselbe auf, — sie wollte hinausspringen und im Walde forteilen.

Aber der junge Mann, den Liebeswuth und Wein fast toll gemacht hatten, war im Nu hinter ihr, faßte sie am Arme und schleuderte sie zurück gegen das Bett.

„'s nützt Dir nichts, Tirolerin," rief er, „Du gehörst mir."

Aber im selben Augenblicke, als er auf sie zustürzen und sie packen wollte, hatte sie das in einem Winkel lehnende Gewehr erblickt, sprang darauf los, ergriff es und war auf dem Punkte, den Hahn aufzuziehen.

Das Tirolerkind hatte im Vaterhause mit Gewehren umgehen gelernt.

Doch eben so schnell, wie sie, war der Anführer der schwarzen Bande, und ehe sie den Hahn zweimal zu spannen vermochte, hatte er ihre Hand er-

griffen, drückte sie so heftig, daß Afra mit einem Schmerzensschrei die Waffe losließ und rief mit wildem Hohne:

„Laß das, Dirndl, — das ist keine Spielerei für Weibsleut', — komm' her, ich weiß ein besseres Spiel, — 's ist viel lustiger, — sollst es lernen von mir, komm', komm'!"

Und mit der Flinte in der einen Hand zog er sie mit der andern gegen das Bett.

Mit aller Gewalt sträubte sich Afra gegen den wilden Mann, alle Heiligen anrufend, daß sie ihr beistehen möchten, aber ihre Kraft war die eines Kindes gegen den starken Arm des Mannes, dessen Sinnlichkeit einmal erregt war.

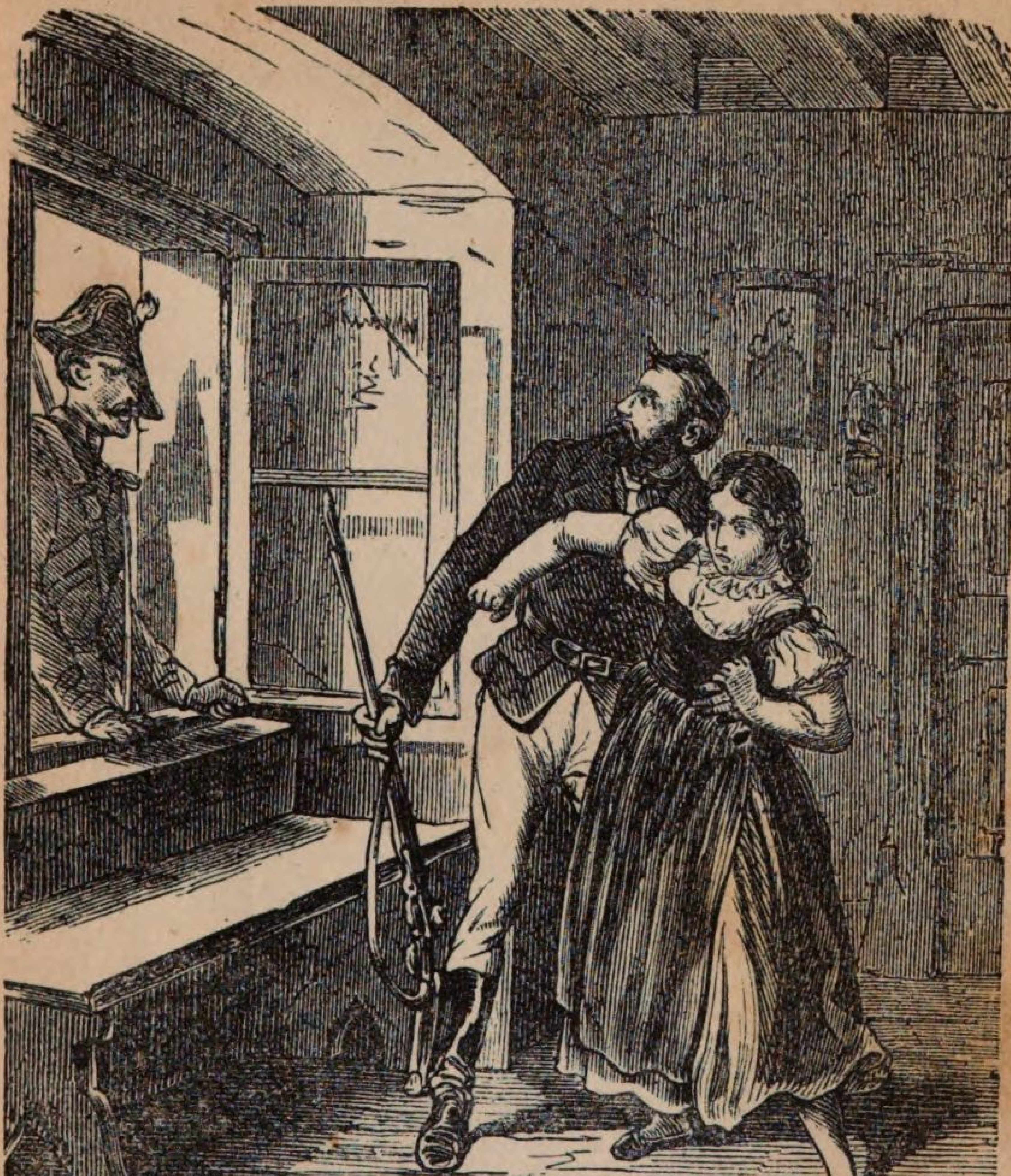
Es mußte ein Wunder geschehen, um sie zu retten.

Und das Wunder geschah.

Im selben Augenblicke, wo sie sich schon verloren glaubte, rief vom Fenster her eine tiefe männliche Stimme:

„Halt!"

Verblüfft wendete sich der Räuber um, vor dem Fenster, das Afra, wie wir wissen, aufgerissen hatte, stand ein französischer Feld-Gendarm, das heißt eines jener Organe, welche die Feld-Polizei der französischen Armee bildeten und die größtentheils



Zur Seite 424.

für diesen Feldzug aus Elsaßern gewählt worden waren, weil diese, der deutschen Sprache mächtig, mit Freund und Feind verkehren konnten.

Ferdinand Hahn wurde bleich bis in die Lippen, seine Zähne schlugen aneinander, als er fragte:

„Was beliebt?"

„Das werden Sie gleich hören, Monsieur —"

„O nehmen Sie mich in Schutz, mein Herr, gegen diesen Unhold!" rief Afra außer sich.

„Fürchten Sie nichts, Mademoiselle," antwortete der Gendarm mit jenem Pathos, welcher die Franzosen damaliger Zeit kennzeichnete, „wo die französische Armee auftritt, da stehen die Frauen, die Greise und Kinder unter ihrem Schutze."

„Ich weiß aber nicht," sprach trotzig und finster der Anführer der „schwarzen Brüder," „was sich die französische Armee in meine Privat-Angelegenheiten zu mischen hat."

„Sie werden's gleich hören, Monsieur," erwiderte das Sicherheits-Organ der großen Armee, dann setzte der Gendarm mit erhobener Stimme hinzu:

„Ferdinand Hahn, ich verhafte Dich im Namen des Kaisers —"

„Warum?" fragte der Ziehsohn der alten Lenerl.

„Wegen Wegelagerung und Raub mit bewaffneter Hand," fuhr der Feld-Gendarm fort, „sowie als Anführer einer Räuber-Bande, genannt die „schwarzen Brüder," welche die Straßen des Wienerwaldes seit Wochen unsicher machen und gegen einzelne Soldaten der französischen Armee verbrecherische Attentate unternommen haben."

„Ach! ein Irrthum also! Der, den ihr suchet, bin nicht ich, sondern mein Bruder Leopold Hahn, — ich bin der Forstjung von Ried und heiße Ferdinand."

„Wir wissen recht gut, wer Du bist," antwortete der Elsaßer, „man hat uns auch gesagt, daß Du das Mährchen vom Bruder Leopold uns auftischen willst, — allein er, der Dich verrathen, hat uns genaue Auskunft gegeben."

Immer finsterer zogen sich die Brauen des unglücklichen jungen Mannes zusammen.

„Und wollen Sie mir sagen, Monsieur, wer der Verräther war?"

„Warum nicht, da er Ihnen doch beim Kriegsgericht als Zeuge gegenüber gestellt werden muß. Einer Ihrer eigenen Leute war's, ein sicherer Josef Ansteiger."

„Der Ansteiger-Seppel! ich hätt' mir's denken sollen! O Schuft! Dreifacher Schuft!"

„Monsieur! Sie sind verhaftet,“ sagte der Gendarm, „machen Sie sich bereit, uns zu folgen.“

„Ich gehe nicht.“

„Wollen Sie mich zwingen, Gewalt anzuwenden? Sie können sich denken, daß ich nicht allein gekommen bin; das ganze Haus ist umzingelt, — ein Entkommen unmöglich.“

Mit einem Fluche preßte der Anführer der Räuber sein Gewehr an sich.

„Ergeben Sie sich, Monsieur Hahn!“ fuhr der Gendarm fort, „und nöthigen Sie mich nicht, Gewalt zu brauchen.“

„Ich werde Gewalt mit Gewalt vertreiben,“ rief der Verzweifelte und rasch den Hahn spannend legte er das Gewehr auf den an, der ihn verhaften wollte.

Aber ruhig wie eine Mauer stand der Franzose und erwiderte:

„Machen Sie sich nicht lächerlich, Monsieur; es wäre ein Act unnützer Feigheit, einen Mann nieder zu schießen, der Ihnen persönlich nichts zu Leide gethan und der nur seine Schuldigkeit thut, wenn er Sie verhaftet. Und welchen Nutzen hätten Sie davon? Statt der Kugel, die Sie erwartet, abgefeuert nach Ihrer Brust von ehrlichen Soldaten-Händen, würden Sie, als Meuchelmörder, an den

Galgen gehängt werden. Sie sollen Courage haben, wie Ihr Angeber behauptet, — zeigen Sie es, indem Sie sich in's Unvermeidliche fügen."

„'s ist wahr, 's ist nur zu wahr!" murmelte der Verlorene; er sah, wie hinter dem Gendarmen eine Anzahl von Soldaten an's Fenster traten, er hörte, wie draußen vor der Thüre die alte Lenerl schrie und wehklagte und den Schlüssel nicht hergeben wollte, mit dem sie das vermeintliche Liebespaar eingesperrt hatte.

„Umstellt von allen Seiten, wie ein gehetzter Eber," murmelte er für sich, „kein Ausweg! nirgends! Was hab' ich mir selber geschworen für den Fall, als es so kommen sollte? Lebendig sollen sie mich nicht haben! Was ich geschworen, — ich will's halten."

Schon machte der Gendarm Anstalt, über das Fenster in die Stube zu steigen, schon klirrte der Schlüssel, den man der Lenerl abgenommen, im Schlosse der Thüre, da rief der wilde Jäger der Tirolerin zu:

„B'hüt' Dich Gott, Afra, glaub', daß ich Dich lieb gehabt hab'."

Im nächsten Augenblicke nahm er den Lauf seines Gewehres, dessen Kolben er auf den Boden gestellt, in den Mund, legte die Fußspitze an den Drücker und drückte los.

Mit zerschmettertem Haupte sank er den herbeistürzenden Franzosen in die Arme. Mit einem Schrei des Entsetzens fiel die Tirolerin auf die Kniee und betete laut für den Unglücklichen, dessen letztes Wort noch Liebe für sie gewesen.

Die alte Lenerl aber warf sich wie eine Verzweifelte über den Leichnam ihres geliebten Ziehsohnes, und als die Franzosen sie endlich entfernen mußten, da schlug die Halbblödsinnige mit den Fäusten nach ihnen, kratzte und biß mit jener wilden Wuth, die den Trotteln eigen zu sein pflegt.

Es blieb den Soldaten, welche nur ungern gegen eine alte Frau Gewalt brauchten, schließlich doch nichts anderes übrig, als der Wüthenden die Hände festzuhalten und sie endlich zu binden.

Der Feld-Gendarm hatte inzwischen den Leichnam untersucht und demselben Alles abgenommen, was für den Proceß von Bedeutung sein konnte, Geld, Schriften, Uhr u. s. w.

Dann ließ er vier Mann in der Hütte zur Bewachung des Todten zurück, bis er denselben in einem Wagen abholen lassen könnte. Die alte Lenerl und die schöne Afra wurden aber von den Soldaten als Gefangene mitgeführt, um über die Beziehungen Aufklärung zu geben, in denen sie zu

dem Räuber gestanden; man brachte sie nach Neu-Lengbach, wo eine Untersuchungs-Commission aus deutsch sprechenden französischen Officieren und österreichischen Justizbeamten zusammengestellt war.

Da der weitere Proceß der „schwarzen Brüder“ mit unserer Erzählung nichts zu thun hat, so wollen wir nur erwähnen, daß die Blödsinnige durch den Selbstmord ihres Lieblings vollständig um das Restchen Verstand gekommen war, das sie noch besessen. Nachdem der Tob-Anfall vorüber, in welchem sie sich an den Franzosen vergriffen hatte, begann sie zu weinen und weinte fort, bis ihre Thränen endlich trockneten und ihr Gesicht einen lächelnd blöden Ausdruck annahm; sie war vollständig stumpfsinnig geworden und man brachte sie später in's Lazareth nach Ybbs, wo sie bis an's Ende ihres Lebens verblieb.

Afra, deren schlichte, einfache aber herzinnige Manier den deutschen, wie den französischen Richtern imponirte, überzeugte diese Herren gar bald, daß sie in keiner sträflichen Verbindung mit den „schwarzen Brüdern“ gestanden, sondern nur eine Gefangene derselben gewesen war, welche ihr Hauptmann als Opfer seiner Sinnlichkeit erkoren hatte. Die Aussage des Feld-Gendarmen, der vom Fenster aus die entscheidende Scene gesehen,

genügte, um die vollständige Schuldlosigkeit der schönen Tirolerin darzuthun, so daß man ihr kein weiteres Hinderniß in den Weg legte, sondern sie frei und ruhig abziehen ließ.

Der Glaube des frommen Mädchens, daß sie unter dem besonderen, unmittelbaren Schutze der Gottesmutter stehe, war durch die Vorgänge in der Uhu-Hütte, durch ihre wunderbare Rettung aus der Hand des Wüstlings noch gewaltig gehoben worden; sie sah jetzt der Erreichung ihres Zieles mit freudigster Zuversicht entgegen und pilgerte, nachdem man ihr eine Legitimation in deutscher und französischer Sprache gegeben hatte, getrost und fröhlich weiter, den Gnadenort Maria-Taferl zu erreichen.

Da diese Wallfahrt ohne weitere Abenteuer verlief, so können wir uns anderen Personen unserer Erzählung, die mehr Wahrheit als Dichtung bringt, zuwenden.

7. Kapitel.

## Beim Gouverneur. — Durch Nacht zum Licht.

Es war 2 Uhr in der Nacht, da hielt ein Reisewagen vor dem Palais des französischen

Gouverneurs von Wien, des Grafen Andreossy, auf dem Lobkowitz-Platze. Ein kleiner alter Herr sprang vom Kutschbocke auf das Pflaster und eine Dame rief zum Wagenfenster in französischer Sprache heraus:

„Um Gotteswillen, Thierry, schnell! schnell! verlieren Sie keine Zeit!“

Unsere Leser haben wohl schon erkannt, daß es die Gräfin Unteil-Sarmage war, die in ihrem Reisewagen Abends von St. Pölten weggefahren war, und durch Ueberhetzung der Pferde es ermöglicht hatte, schon in so früher Morgenstunde in Wien anzulangen. Sie hatte sich nicht Zeit genommen, erst in ihrem Palais abzusteigen, sondern war unmittelbar vor dem Palais des Gouverneurs vorgefahren.

Das Thor war offen und beleuchtet, der Portier auf seinem Platze in der Loge, die Wachen auf ihren Posten. Da sie die Dame französisch reden hörten und Thierry in derselben Sprache antwortete:

„Verlassen Sie sich auf mich, Frau Gräfin!“ — so betrachteten die Franzosen die Gräfin als eine der Ihren und hielten Herrn Thierry nicht auf, als dieser an das Fenster der Portier-Loge klopfte.

„Gefällig, Monsieur?" fragte der provisorische Concierge des Lobkowitz-Palais.

„Ich muß um jeden Preis mit dem Stallmeister, Herrn Philipp Cérambeau sprechen," hastete der alte Kammerdiener.

„Dort neben dem Stalle die Thüre rechts,' erwiderte der Portier, „Herr Cérambeau scheint se eben aufgestanden, denn ich bemerke Licht in seiner Kammer. Wahrscheinlich besorgt er die Wahl der Pferde, da unser Herr bei Tages-Anbruch einen Inspections-Ritt zu machen gedenkt und vielleicht auch —" . .

Thierry hörte nicht mehr, was der geschwätzige Thürhüter murmelte; mit einer Behendigkeit, die in keinem Verhältniß zu seinen Jahren stand, sprang er zur bezeichneten Thüre und klopfte an.

„Entrez!" rief der Stallmeister und im nächsten Augenblicke stand das Factotum der Gräfin Unteil-Sarmage vor dem halbbekleideten Stallmeister des Grafen Andreossy.

Wie wir wissen, waren die beiden Franzosen dicke Freunde.

„Thierry!" rief Cérambeau erstaunt, „Du hier, was wünschest Du?"

„Freund Cérambeau!" keuchte der Kammerdiener, „es handelt sich um Leben und Tod!"

„Oho!"

„Du mußt mir sofort eine Audienz bei dem Grafen Andreossy verschaffen, — das heißt, eigentlich nicht mir, sondern meiner Gebieterin, der Gräfin Unteil-Sarmage —"

„Aber wie sollte ich? —"

„Kein Bedenken! führe mich nur bis zum Kammerdiener Deines Herrn, das Andere findet sich."

„Nun, — den Gefallen kann ich Dir schon thun," meinte der Stallmeister, vollendete rasch seine malerische Morgen-Toilette und führte seinen Freund über eine Service-Stiege in das Vorzimmer des Gouverneurs, in dem einige Ordonnanzen schläfrig auf Stühlen, der Kammerdiener des Grafen aber auf einem Fauteuil saß, während ein Adjutant in Stiefel und Sporen in der Ecke eines Divans lehnte und nickte. Die Oel-Lampen brannten matt, — es war ein Bild von ausgesprochener Schläfrigkeit.

Der Stallmeister trat zum Kammerdiener und sprach:

„Lieber Grandperrin, ich stelle Dir hier meinen besten Freund vor, Herrn Thierry, — Herr Thierry, — Herr Grandperrin."

Wechselseitige Verbeugungen, denn der Fran-

zofe unterläßt es auch in einem solchen Augenblicke nicht, die Regeln der Höflichkeit zu beobachten.

„Womit kann ich dienen, Herr Thierry?" fragte der Kammerdiener des Gouverneurs, mit einer goldenen Dose aufwartend.

„Ist Seine Excellenz, der Herr Gouverneur zu sprechen?" fragte der Vertraute der Gräfin, mit zierlichen Fingern eine Prise nehmend.

„Für Niemand," lautete die kategorische Antwort.

„Es versteht sich von selbst, daß nicht ich derjenige bin, der sich die Frechheit erlaubt, Seine Excellenz zu so früher Stunde zu belästigen," fuhr Thierry fort, „aber es handelt sich um eine Dame; es ist meine Gebieterin, die Gräfin Unteil-Sarmage, die mit dem Herrn Gouverneur dringend zu sprechen hat."

Thierry sagte das mit einem unaussprechlichen Ausdrucke von Würde und Bewußtsein.

Gleichwohl ward Herr Grandperrin dadurch nicht im Mindesten erschüttert, sondern antwortete sehr ruhig:

„Seine Excellenz hat bis 11 Uhr Nachts gearbeitet, dann sich zur Ruhe begeben mit dem ausdrücklichen Befehl, ihn erst zu wecken, wenn der Herr Polizei-Intendant, Monsieur de Bacher, kommen würde. Das war vor einer Viertelstunde,

wo ich dem Herrn Gouverneur das Erscheinen des Polizei-Intendanten meldete, welcher französischer Chef der Wiener Polizei ist. Seit dieser Zeit conferiren die beiden Herren miteinander und ich wage nicht —"

„Wagen Sie es immer, Monsieur Grandperrin," fiel ihm Thierry mit seinem gewohnten Pathos in's Wort, „wagen Sie es, denn Sie begehen dieses Wagniß für eine gute Sache, es handelt sich um Leben und Tod, jede Minute ist gefährlich, 's ist periculum in mora, Gefahr im Verzuge, wie die Lateiner sagen, — das Leben eines tapferen französischen Soldaten, das bereits halb verloren ist, kann gerettet werden, wenn Sie, Herr Grandperrin, — rechtzeitig einschreiten, — also retten Sie einen Landsmann, einen braven Soldaten, und jede Heldenthat, die er begeht, wird den Abglanz ihres Lorbeerkranzes auf Ihr Haupt zurückfallen lassen."

Herr Grandperrin war selbst viel zu viel Franzose, um durch solche Phrasen nicht angeregt zu werden.

„Ich will's versuchen," sagte er, „mort de ma vie! man soll nicht sagen, daß ich für einen Landsmann nicht Alles gethan habe, was in meinen Kräften stand."

Und leise anklopfend trat er in's Arbeits-Cabinet des Gouverneurs.

Graf Andreossy, ein schöner stattlicher Officier, ging im Zimmer auf und nieder, den Bericht des Polizei-Intendanten anhörend, der die Hand auf den Schreibtisch gestützt hatte und in jener halblauten, monotonen Weise berichtete, welche den Polizeibeamten aller Länder eigen zu sein pflegt.

Herr de Bacher war gekommen, um über die Stimmung Wiens zu referiren, die er als eine sehr unangenehme schilderte. Die Execution des alten Totzenauer sollte um 6 Uhr Morgens erfolgen und dieses Urtheil hatte nicht ermangelt, böses Blut unter der Wiener Bevölkerung zu erregen. Durch jene geheimnißvollen Canäle, die damals so gut existirten, wie jetzt, ohne daß man sie je genauer kennt, war das, was im Stabsstockhaus vorgefallen, zur Kenntniß des Volkes gelangt; man wußte, daß der Bürger Totzenauer zum Tode verurtheilt worden war, man kannte die Stunde der Hinrichtung und erzählte sich sogar, daß der Thorwartl vom „blauen Herrgott", welcher der Ermordung eines französischen Soldaten angeklagt worden, nicht überführt worden sei, sondern nur geopfert werde, weil man der eigentlichen Mörder nicht habhaft werden konnte und weil man ein Exempel statuiren wolle.

Nun war aber der alte Totzenauer eine in allen Kreisen der Bevölkerung bekannte Persönlichkeit, zudem war er ein Greis und das Mitleid der Wiener, ihr Ingrimm gegen die französische Justiz, welche auch den Tischlermeister Tell und den Sattler Eschenbach geopfert hatte, sprach sich allenthalben laut und unverhohlen aus.

Und das war eben der Gegenstand des Berichtes, den der Polizei Intendant Herr de Bacher dem Gouverneur Andreossy vortrug und der mit den Worten schloß:

„Die einheimischen Policisten, welche die Stadt genau kennen, behaupten, sie hätten die Wiener noch nie so schimpfen gehört, als in diesem Falle.“

„Ach, lassen Sie die Leute schimpfen,“ erwiderte Andreossy, seine Zimmer-Promenade fortsetzend, „Hunde, welche bellen, beißen nicht.“

„Hm! diese Antrichiens gehören gerade zu den bissigsten Chiens (Hunden),“ meinte der hohe Polizeibeamte, über seinen schlechten Witz lächelnd, „denken sich Ew. Excellenz, nur was gestern geschah. Auf dem Spaziergange über die Bastei blieb nächst dem Kärntnerthor-Theater ein französischer Officier stehen und kokettirte mit den Figurantinnen der Oper, die dort ihre Garderobe haben und sich en negligé am Fenster zeigten. Die Mädchen, die

an unseren schmucken Officieren und an deren Napoleond'ors sehr viel Gefallen finden, erwiderten die verliebten Blicke des Officiers und warfen sogar Kußhände herüber. Darüber wurden die spazierengehenden Wiener, größtentheils Leute aus dem Bürgerstande, so erbost, daß sie den Mädchen mit den Fäusten drohten und ihnen die gemeinsten, empörendsten Schimpfnamen hinüberriefen. Der Officier fand sich veranlaßt, für die Damen einzutreten und es entstand ein Streit, welcher, da ihm noch einige Kameraden zu Hilfe eilten, solche Dimensionen annahm, daß die Theaterwache, Bürger und französisches Militär, herbeieilen mußte, um der Rauferei ein Ende zu machen." *)

„Die Wiener haben ganz Recht," antwortete Graf Andreossy, „es ist geradezu empörend, wie diese Komödiantinnen sich mit den Feinden ihres Vaterlandes abgeben. Ich würde ebenso indignirt sein, wenn die Oesterreicher oder Preußen je in Paris einrückten und unsere Pariserinnen würden so mit dem Feinde kokettiren. Freilich ist solch ein Fall nicht denkbar."

---

*) Historisch, wie auch die gleich zu erwähnende Polizei-Verordnung.

General Andreossy hat die Jahre 1814 und 1816 noch erlebt; er fuhr fort:

„Erlassen Sie morgen eine strenge Polizei-Verordnung, Herr Intendant, daß es den Sängerinnen, Tänzerinnen und Figurantinnen der Oper bei sofortiger Dienst-Entlassung — (wörtlich in der Verordnung) — verboten ist, sich an den Fenstern der Garderoben zu zeigen."

„Wird pünktlich geschehen, Excellenz," erwiderte Herr de Bacher sich verneigend, „die Verordnung wird morgen in allen Räumlichkeiten des Theaters affichirt werden; allein zunächst handelt es sich um die Maßregeln, welche morgen Früh während der Hinrichtung des alten Totzenauer zu ergreifen sind."

„Wo wird der Delinquent erschossen?"

„Auf der Holzgestätte nächst der Donau, zwischen dem Neuthor und Fischerthor."

„Lassen Sie den Platz mit einem dreifachen Cordon umstellen, man wird nicht den Muth haben, einen Befreiungsversuch zu machen."

„Sehr wohl. Wäre es nicht vielleicht besser, den Alten zu pardoniren?"

„Hm! Ich habe in diesem Sinne mit Seiner Majestät gesprochen, — der Kaiser wünscht ein abschreckendes Beispiel."

„Dann läßt sich nichts thun," bestätigte der Intendant.

In diesem Augenblicke wurde leise an die Thüre geklopft, — es war jenes eigenthümliche Klopfen, welches der Gouverneur mit seinem Kammerdiener verabredet hatte, für den Fall, als es galt, ganz besonders wichtige und unerwartete Vorkommnisse zu melden.

„Herein!" rief der Graf.

Monsieur Grandperrin trat mit einer tiefen Verbeugung in's Arbeitszimmer.

„Was wollen Sie, Grandperrin?" fragte der Gouverneur, welcher recht gut wußte, daß sein vertrauter Kammerdiener sich nicht unterfangen würde, ohne ganz besondere Veranlassung ihn bei einer wichtigen Berathung zu stören.

„Excellenz verzeihen," erwiderte Monsieur Grandperrin, „allein ich kann nicht umhin, zu melden, daß eine Dame da ist, die in einer Equipage vorfuhr und durchaus mit Seiner Excellenz, dem Herrn Gouverneur, zu sprechen verlangt."

Graf Andreossy runzelte die Stirne, während er versetzte:

„Es heißt ein wenig viel auf die französische Galanterie sündigen, wenn man von einem soviel

beschäftigten Manne, wie ich es bin, um 2 Uhr in der Nacht eine Audienz verlangt."

„Wissen Sie den Namen der Dame?" fragte der Polizei-Intendant de Bacher.

„Es ist die Frau Gräfin Unteil-Sarmage," antwortete der Kammerdiener.

„Ah!" rief der Gouverneur mit einiger Ueberraschung, „das ist ja, wenn ich den Namen richtig behalten habe, dieselbe Dame, die in Schönbrunn sogar dem Kaiser eine Audienz abgetrotzt hat, — Davoust hat mir davon erzählt. Nun, was Seine Majestät bewilligte, darf der Gouverneur nicht abschlagen. Ich lasse die Frau Gräfin bitten, zu kommen."

Mit diesem Bescheide eilte Thierry hinab zum Thore, meldete der Gräfin den günstigen Erfolg seiner Mission und wenige Augenblicke später trat sie in's Arbeits-Cabinet des Grafen.

Mit jener ritterlichen Galanterie, welche die Generale des ersten Napoleon auszeichnete, empfing sie Andreossy und nachdem sie Platz genommen, sagte er:

„Darf ich fragen, Frau Gräfin, welchem Umstande ich das Glück verdanke, Sie bei mir zu sehen?"

„Es ist eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit," erwiderte die Dame, „aber" —

Sie hielt inne und ihr Blick fiel auf den zweiten im Zimmer anwesenden Herrn.

„Dieser Herr darf Sie nicht geniren," meinte der Gouverneur, „erlauben Sie, daß ich Ihnen denselben vorstelle: — Monsieur de Bacher, französischer Polizei-Intendant von Wien."

Während der Vorgestellte sich verneigte, rief die Gräfin mit Lebhaftigkeit:

„Um so besser! — ich will sagen: sehr erfreut, mein Herr, Ihre Bekanntschaft zu machen, denn gerade Sie können uns in der fraglichen Angelegenheit von höchstem Nutzen sein."

„Ich stelle mich Ihnen unbedingt zur Verfügung, Frau Gräfin," erwiderte artig de Bacher.

„Nun denn, ich komme gleich zur Sache, — es handelt sich nämlich um Leben und Tod, jede verlorene Minute ist unersetzbar, — kann das Leben eines braven französischen Soldaten kosten. Sie wissen, meine Herren, daß bei einem Ueberfall auf französische Soldaten im Lichtenthal ein Voltigeur von dem Wiener Gesindel hinweggeschleppt wurde."

„Hinweggeschleppt und ermordet," bestätigte der Gouverneur, „sein Mörder, oder vielmehr einer seiner Mörder, welcher Portier im Armenhause zum „blauen Herrgott" war, wird heute binnen wenig Stunden erschossen."

„Das ist viel zu wenig," rief die rachsüchtige Provencalin, „man sollte ihn in vier Stücke zerreißen, wie jenen Ravaillac, welcher den guten König Heinrich IV. ermordete."

Herr de Bacher lächelte, Graf Andreossy aber erwiderte mit Pathos:

„Die Nation, welche an der Spitze der Civilisation schreitet, darf von derlei Grausamkeiten keinen Gebrauch machen. Darf ich übrigens fragen, in welcher Beziehung —"

„Der verschwundene Soldat hieß Henri Argout," fiel sie ihm etwas brüsk in die Rede.

„Sie kennen sogar seinen Namen?" fragte der Graf überrascht.

„Allerdings," erwiderte die Gräfin, „und ich mache kein Hehl daraus, daß ich mich für den jungen Mann ganz außerordentlich interessire, — ich kann dies ohne Scheu sagen, denn es ist nicht jenes tadelnswerthe Interesse, welches Damen in meinem Alter manchmal für junge Männer empfinden. Argout ist ein Verwandter von mir, ein sehr naher Verwandter."

„Nun, dann bedauere ich doppelt das Unglück, Frau Gräfin, welches Sie Ihren Verwandten auf eine so tragische Weise verlieren ließ."

„Vielleicht ist er durch Ihre Hilfe wieder zu finden!" meinte die Dame.

„Doch wohl nur als Leichnam?" entgegnete der Graf im Tone des Mitleids.

„Es ist leider bis jetzt unseren Bemühungen nicht gelungen, den Leichnam des ermordeten Voltigeurs aufzufinden," schaltete der Polizei-Intendant ein.

„Und das eben bestärkt mich in meiner Hoffnung," sprach die Dame, „daß er vielleicht noch lebt."

„Wie?" riefen die beiden Herren wie aus einem Munde, „was meinen Sie, Frau Gräfin?"

„Ich habe Grund zu glauben, daß Henri gar nicht ermordet, sondern lebendig eingemauert wurde und vielleicht in diesem Augenblicke noch lebt," sagte die Gräfin, schwer Athem holend.

„Das wäre ja entsetzlich!" rief der Gouverneur.

„Die Frau Gräfin müßte doch so gefällig sein, uns für diese Behauptung einige Anhaltspunkte zu geben," meinte der Polizeibeamte.

„Das will ich auch, so sonderbar dieselben auch klingen mögen," versetzte die Dame, „ich befand mich vorgestern in einer einsamen Waldkapelle, im Dunkel einer Art Sakristei hinter dem Altar, — da trat ein Mädchen ein, warf sich vor dem Altare auf die Kniee und bat die Mutter-Gottes, sie möge

dem armen jungen Franzosen, welcher in den Kellern beim „blauen Herrgott" eingemauert worden sei, Kraft und Muth in seiner Todes-Angst verleihen, bis er endlich erlöst würde."

„Haben Sie das Mädchen nicht gleich angehalten?" fragte der Gouverneur.

„Ich that es nicht, weil ich mich fürchtete und sie für irrsinnig hielt," erwiderte die Gräfin.

„Sie wird es auch gewesen sein," meinte Graf Andreossy.

„Es ist aber doch eigenthümlich," mengte sich der Polizei-Präsident in's Gespräch, „daß alle Fäden dieses tragischen Vorfalles immer wieder zum „blauen Herrgott" zurücklaufen. Der Mann, der heute erschossen wird, war Portier im „blauen Herrgott," die Tragbahre, auf welcher man den ermordeten Voltigeur fortschleppte, war von demselben Armenhause geborgt und jetzt hören wir wieder, ein Mädchen habe vor einem Altare, wo man doch gewöhnlich nicht zu lügen pflegt, den Ausspruch gethan, es sei in den Kellern beim „blauen Herrgott" ein Franzose lebendig eingemauert worden. Das verdient jedenfalls Beachtung."

„Wäre es nicht möglich," sprach der Gouverneur, „daß jenes Mädchen zufällig Zeugin der Ermordung wurde und darüber den Verstand verlor?"

„Möglich, — aber wenn sie nicht wahnsinnig war,“ rief die Gräfin, „wenn sie die Wahrheit sprach, wenn Henri — ich meine mein unglücklicher Verwandter noch lebt, — dann dürfen wir ja keinen Augenblick verlieren, — und darum bin ich bei Ihnen, Excellenz, daß Sie mir Ihren Beistand leihen, um jene Keller sofort aufzubrechen, denn jede Viertelstunde Verzögerung kann den Tod bringen —“

„Das ist allerdings richtig,“ sprach der Gouverneur, „aber wie soll ich —“

„Erlauben Sie mir, Excellenz,“ sagte der Polizei-Präsident, „die Sache in die Hand zu nehmen und zu einem gedeihlichen Ende zu führen. Ich erbitte mir nur den Beistand Ihres Adjutanten, und ein paar Zeilen von Ihrer Hand, um eine Abtheilung Sappeurs und Infanterie zu deren Escorte zu bekommen, — ich werde den Commissär Schleiermacher, einen Wiener, der aber vollkommen gut französisch spricht, mit dieser Mannschaft sofort in das Armenhaus zum „blauen Herrgott“ schicken und die Untersuchung der Keller vornehmen lassen.“

„Sie sind ein Mann des Himmels,“ rief die Gräfin, die Hand de Bacher's fassend und dankbar drückend, „ich selbst werde mit den Leuten hinausfahren.“

„Aber man muß doch einen Vorwand haben,“ meinte der Gouverneur, „um mitten in der Nacht in das Armenhaus einzudringen.“

„Streng genommen, brauchen wir keinen Vorwand,“ sagte der Polizeibeamte mit jenem brutalen Bewußtsein, welches die Polizei-Maßreglung allein als oberstes Staats-Gesetz gelten lassen will, „übrigens können wir ja sagen, es sei uns die Anzeige gemacht worden, man habe in den Kellern des „blauen Herrgott“ Waffen versteckt.“

„Gut, gut, Frau Gräfin, Sie sollen nicht länger warten,“ rief Graf Andreossy, klingelte, befahl dem eintretenden Kammerdiener den Adjutanten zu holen und gab diesem, der sofort erschien, den Auftrag, sich dem Herrn Polizei-Intendanten zur Verfügung zu stellen.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Wir halten uns nicht bei den Vorbereitungen auf, welche in Folge dieser Audienz getroffen wurden, sondern gehen gleich zum Resultate derselben über.

Eine halbe Stunde später — länger hatte die energische Hand de Bacher's nicht gebraucht, um Alles zu organisiren, — bewegte sich ein kleiner Zug aus dem alten Schottenthore gegen die Alservorstadt.

Der Tag begann zu grauen, es war 3 Uhr Morgens.

Den Zug eröffnete der Reise-Wagen der Gräfin Unteil-Sarmage, — Thierry hatte seinen gewohnten Platz auf dem Kutschbock inne, im Wagen aber saß neben der Gräfin der Polizei-Commissär Schleiermacher und diesem gegenüber der bürgerliche Wundarzt Hopfgartner aus dem Hirschenhause auf dem Graben, den man als erfahrenen und praktischen Mann für alle Fälle mitgenommen hatte.

Hinter dem Wagen marschirten vier langbärtige Sappeurs mit Hacken und Brech-Instrumenten aller Art, hinter diesen aber zwanzig Mann Infanterie, geführt von einem Sergeant, die alle nicht wenig über diese Expedition erstaunt waren.

Der Zug hielt nach kurzem Marsche vor dem Thore des „blauen Herrgott.“

Thierry half der Gräfin aus dem Wagen, der Polizei-Commissär und der Arzt folgten der Dame.

Der Commissär klopfte an's Fenster des Thorwartls, das nach der Straße ging.

Gleich darauf kam ein verschlafenes Gesicht zum Vorschein und der Eigenthümer dieses Gesichtes, derselbe ehrgeizige Pfründner, der sich bei Totzenauer's Verhaftung so ungünstig über diesen ausgesprochen hatte und jetzt provisorisch dessen Stelle

bekleidete, fragte mit vor Schlaf halb blinden Augen:

„Was gibt's denn? wer kommt denn heut' schon so zeitlich?"

„Aufgemacht im Namen des Gesetzes, — die Polizei ist da," antwortete der Commissär.

„Jesus Maria! die Polizei und die Franzosen auch!" stammelte erschrocken der Pfründner und ohne sich Zeit zu nehmen, auch nur ein Stücklein Gewand über sein malerisches Negligé zu werfen, langte er mit zitternder Hand nach dem Schlüssel, humpelte aus seinem Häuschen und öffnete das Thor.

„Wo sind die Keller dieses Armenhauses?" fragte der Polizei-Commissär, die Hand zurückziehend, welche der Thorwartl küssen wollte.

„Wir haben zur Benützung nur ein paar kleine Handkeller," antwortete der Gefragte, „die sind mit Holz vollgelegt, auch befinden sich unten die Bottiche mit Sauerkraut, die Erdäpfelkammern und die Wäsch-Rolle."

„Sind keine alten, größeren Keller vorhanden?" fuhr der Commissär fort.

„Ach ja! Ew. Gnaden Herr Commissär, das sind die alten Keller dort oben gegen den Liniengraben zu, die gehen tief in den Berg hinein, —

werden aber nicht mehr benützt seit vielen Jahren: einmal haben die Weinbauern ihre Fässer dort eingelagert."

„Führ' uns der Herr dahin," befahl Schleiermacher und gehorsam hastete der alte Mann in seiner mehr als bescheidenen Morgen-Toilette vor ihnen her, — die Gräfin mit dem Arzte folgte, ebenso die Sappeurs und etwa zehn Mann mit dem Sergeanten, — die übrigen blieben zur Bewachung des Thores und des Armenhauses zurück mit dem Auftrage, allenfallsige Neugierige, die aus den Pfründner-Zellen kommen könnten, zurückzuweisen.

Der provisorische Thorwartl schlug denselben Weg ein, den Afra genommen, als sie ihrer alten „Mahm" das verhängnißvolle Nachtmahl geholt, er ging bis zu dem kleinen „Thürl," das auf den Linienwall hinausführte, wendete sich dann links und vor einer großen, halbverfallenen Maueröffnung stehen bleibend, sagte er:

„Das ist der erste Keller, Ew. Gnaden, Herr Commissär."

„Man hat uns angezeigt, daß man verheimlichte Waffen hier eingemauert habe," sprach Schleiermacher, den alten Pfründner fest in's Auge fassend.

„Kann sein, kann aber auch nicht sein," antwortete der Alte mit vollkommener Seelenruhe, „wenn's aber so ist, dann können wir armen Leut' vom „blauen Herrgott" sicher nichts dafür. Das müßten Fremde gethan haben, wir Spittelleut' sind froh, wenn wir das Leben und unser Stücklein Brod haben, wir denken nicht an Waffenverheimlichung und dergleichen."

An dem Worte des ehrlichen alten Mannes war nicht zu zweifeln.

„Vorwärts, Herr Commissär, vorwärts!" drängte die Gräfin Unteil-Sarmage.

„En avant!" commandirte Schleiermacher, man zündete die mitgenommenen Fackeln an und drang in den Keller ein.

Unsere Leser kennen die Oertlichkeit von der Scene her, als Henri Argout eingemauert wurde.

Aus dem ersten Keller gelangte man nach einer scharfen Wendung der Mauer in das zweite Gewölbe, und in diesem befand sich rückwärts der vermauerte Eingang zu dem dritten kleineren Keller.

Da man mit den Fackeln gegen die Wand leuchtete, fiel Allen sofort die vermauerte Stelle auf.

„Das ist frische Mauer!" rief Schleiermacher.

„Mein Gott!" stammelte die Gräfin vor Aufregung zitternd. „An's Werk!

Thierry konnte sich kaum auf den Füßen halten.

Der Wundarzt Hopfgartner ergriff die Hacke eines Sappeurs, schlug damit ein paar Mal gegen die Mauer und rief:

„He da! Ist wer drüben?“

„Du courage! les amis sont là!“ *) schrieen die Soldaten.

Keine Antwort.

„Mein Gott! Wir kommen zu spät! Er ist todt!“ jammerte die Gräfin.

„Wer weiß!“ tröstete der Commissär, „wir sind vielleicht im unrechten Keller.“

„Oder er liegt in einer Ohnmacht,“ meinte der Arzt, „in einer Art von Betäubung, aus der ich ihn schon herausbringen will.“

Während diesen Worten hatten die Sappeurs bereits ihre Arbeit begonnen und versuchten mit ihren Werkzeugen die Mauer zu durchbrechen.

„Seit wann besteht diese neue Mauer?“ fragte der Polizei-Commissär den alten Pfründner.

„Ich weiß es nicht, Ew. Gnaden, Herr Commissär,“ antwortete der alte Mann, „ich bin in meinem ganzen Leben zwei-, dreimal in diesen Kellern gewesen, und das war vor Jahren.“

---

*) Muth! Die Freunde sind da!

Rüstig arbeitete inzwischen Hacke, Brecheisen und Hammer; die Sappeurs mußten mit Vorsicht zu Werke gehen, um die losgebrochenen Steine herausfallen zu lassen, — denn wenn man dieselben nach einwärts losschlug und es befand sich wirklich ein Mensch in dem Gewölbe, so konnten die nach innen fliegenden Steine ihn beschädigen.

Endlich, endlich war das Loch in der Mauer so groß, daß man zur Noth hinein sehen konnte.

„Fackel her!" rief Thierry, und mit der Behendigkeit und Geschicklichkeit eines Taschenspielers wußte er die brennende Fackel durch die Oeffnung und seinen Kopf nachzuschieben.

Eine unbeschreibliche Spannung hatte sich aller Theilnehmer dieser eigenthümlichen Scene bemächtigt.

Todtenstille herrschte, man konnte die Herzen schlagen hören.

Die Lippen der armen Mutter bewegten sich betend.

Thierry's Kopf kam wieder heraus.

„'s ist ein Mensch drinnen, in Uniform," rief er, „ob lebend oder todt weiß ich nicht, die Luft ist so dick, daß mir die Fackel fast verlosch. Darauf losgeschlagen, meine Braven, vielleicht habt Ihr das Glück, einen tapferen Kameraden zu retten."

Alles, was gethan und gesprochen wurde, geschah viel schneller, als wir im Stande sind, es zu erzählen.

Von dem Augenblicke an, wo die Sappeurs wußten, es sei wirklich ein Mann in dem vermauerten Gewölbe, der obendrein aller Wahrscheinlichkeit nach einer ihrer Kameraden war, arbeiteten sie mit einem Eifer und einer Schnelligkeit, die sich nicht schildern läßt. Nicht fünf Minuten dauerte es, so war das Loch in der Mauer so erweitert, daß durch die Oeffnung ein Mann einzudringen vermochte.

Thierry konnte sich nicht enthalten zu rufen:

„Muth, Argout, die Freunde kommen!"

Ein schmerzlicher, schwerer Seufzer war die Antwort und doch wurde dieser Seufzer mit Jubel begrüßt, wußte man doch jetzt, daß der Unglückliche noch lebte.

Wundarzt Hopfgartner, ein kleines mageres Männchen, war der Erste, der durch die Oeffnung sich in den Keller zwängte. Thierry vermochte ihm nicht zu folgen, denn er mußte seinen unterstützenden Arm der Gräfin leihen, die einer Ohnmacht nahe war.

„Die Fackeln hoch!" rief der kleine Doctor.

Man hob die Leuchten und bei ihrem Scheine

sah Hopfgartner den Soldaten liegen, sprang auf ihn zu, und während er mit der rechten Hand seinen Puls fühlte, hielt er ihm mit der linken ein Riechfläschchen unter die Nase.

„Er lebt! Er lebt!“ rief er, „wir werden ihn retten.“

Die Soldaten brachen in ein Jubelgeschrei aus.

Beim Klange dieses wohlbekannten Rufes schlug Henri Argout die Augen auf, schloß sie aber gleich wieder, da das hereinströmende Fackellicht seine Pupillen, die so lange an undurchdringliche Nacht gewöhnt waren, schmerzlich berührte, dabei stammelte er einige unverständliche Worte.

„Meine Herren!“ rief Hopfgartner in französischer Sprache, die damals so ziemlich von jedem Gebildeten gesprochen wurde, „ich bitte, das Loch so zu erweitern, daß wir Ihren Herrn Cameraden in die frische Luft bringen können, denn je eher wir mit dem Patienten in's Freie kommen, desto besser ist's.“

Die braven Soldaten ließen sich's nicht zweimal sagen und hämmerten und sprengten lustig weiter, — abermals nach wenig Minuten vermochten zwei Mann in den dritten Keller einzudringen, sie hoben den Unglücklichen von der Erde auf und trugen

ihn unter allgemeinem Jubel durch die beiden Keller in's Freie, wo sie ihn auf dem Rasen sanft niederlegten.

Hopfgartner erkannte, daß ein Aderlaß hier das Beste sei; er hatte die nöthigen Apparate bei sich, im Nu sprang der Lebensstrom und freier hob sich die Brust, leichter athmete der dem grauenvollen Tode Entrissene.

Mit verschlungenen Händen stand die Mutter und verwendete kein Auge von dem Sohne, den sie seit so vielen Jahren nicht gesehen, der als kleines Kind von ihr weggekommen war.

Allerdings sah er jetzt nicht so aus, wie sie sich ihn vorgestellt hatte. Die Uniform, zerrissen und beschmutzt, von dem Kampfe, der im Lichtenthal stattgefunden, paßte gerade zu dem zerschlagenen, todtenblassen, nicht rasirten Gesichte, über welches die schwarzen Haare wirr herabhingen, — das Auge, das vor dem Sonnenlichte sich schloß, lag tief in den Höhlen; das ganze Antlitz trug noch den Stempel des Jammers, der Verzweiflung in seinen aufgedunsenen Zügen, auf seinen bleichen Lippen.

Es schlug halb fünf Uhr auf dem Pfarrthurme der Alservorstadt.

Volle sechs Tage war der Unglückliche in seinem Grabe gewesen.

Seine Augen öffneten sich, er starrte die ihn umgebenden Personen an, deren keine ihm bekannt war, — und murmelte einige unverständliche Worte

Thierry drängte sich herzu, sank neben dem Befreiten auf die Kniee und rief:

„Herr Argout, kennen Sie mich?"

„Nein," hauchte der Soldat.

„Ich bin Thierry," fuhr der Kammerdiener fort, natürlich in französischer Sprache, „Thierry der Wahrsager, der Ihnen in der Lobau prophezeite, daß Sie Ihr Glück einer Dame verdanken würden, — die Dame ist hier, — und Sie danken Ihr Glück, Ihr Leben, wirklich derselben, denn sie nur war es, welche Ihren Aufenthalt in jenem Schreckens-Gefängnisse entdeckt und Sie gerettet hat."

„Gerettet?! bin ich denn wirklich gerettet?" fragte der junge Mann, der noch immer nicht an seine wunderbare Befreiung glauben konnte.

„Sie sind es, mein Herr," erwiderte der Polizei-Commissär Schleiermacher, während der Arzt Hopfgartner nach gelungenem Aderlaß den Verband anlegte, „und jetzt stehen Sie unter dem Schutze der Behörde. Dieser Dame verdanken Sie es, daß wir von dem unerhörten Frevel in Kenntniß gesetzt wurden, den man gegen Sie verübte, sie machte die Anzeige und Gott sei Dank, wir kommen

nicht zu spät. Die Elenden, die eine solche Unthat an Ihnen verübt, werden der verdienten Strafe nicht entgehen."

Während dieser Worte hatte der junge Mann seine Augen auf die Dame gerichtet und mit Thränen füllten sich diese schönen schwarzen Augen, als er leise sprach:

„Madame! Ihre Hand!" —

Die Gräfin Unteil-Sarmage, die in einer nicht zu beschreibenden Aufregung war, trat mit nassen Augen und wogendem Busen zu ihrem Sohne und ihm die Hand reichend, sagte sie:

„Hier ist sie, Herr Argout."

Der Voltigeur aber ergriff mit beiden Händen die ihm dargebotene Rechte der Gräfin, führte sie an seine Lippen, drückte eine Unzahl von Küssen darauf und stammelte:

„O Dank! tausend Dank für Alles, was Sie an mir gethan haben, Madame, — möge Gott es Ihnen an Ihren Kindern vergelten."

Der Gedanke, daß ihr Sohn, ihr einziger Sohn, ohne es zu wissen, Gottes Segen für ihre Kinder erflehte, ergriff die Gräfin so mächtig, daß sie laut schluchzte.

Auch Thierry trocknete sich die Augen.

„Keine Aufregung! keine Scene!" warnte der

Wundarzt Hopfgartner, „Ruhe! um Gotteswillen Ruhe! — Vergessen Sie nicht, daß der Arme durch so viele Tage nichts gegessen und getrunken hat.“

„Ich habe gegessen und getrunken,“ erklärte Henri Argout.

„Wie?“ riefen die Umstehenden erstaunt.

„Die Männer, welche mir einen so grausamen Tod zugedacht hatten,“ fuhr der Befreite fort, „hatten in meinem Kerker eine ganze Vorrathskammer angelegt; ich fand Brod, Wein und Fleisch im Ueberflusse; wahrscheinlich wollten die Grausamen, daß ich einige Wochen lang leben und den marternden Gedanken, daß ich lebendig begraben sei, bis zur Verzweiflung durchmachen solle, solange, bis endlich doch meine Vorräthe aufgezehrt sein würden und ich verhungern mußte.“

„Entsetzlich!“ rief Thierry.

„Nein! nein! das ist ja nicht möglich!“ stammelte die Gräfin, „so grausam und unbarmherzig kann doch kein Mensch sein!“

„O der Mann, der das Alles leitete,“ entgegnete Henri mit einem unwillkürlichen Schauer, „ist mein Todfeind, — er ist Alles im Stande.“

Da der junge Soldat natürlich nicht wissen konnte, daß die Pfründnerin Josefa Langhammer

sich im verborgensten Theile des unheimlichen Kellers jene Vorräthe angelegt hatte, so war seine Ansicht eine ganz berechtigte, sein Todfeind habe ihm die Lebensmittel in das Grab gebracht, um die Tage der Qual und Verzweiflung, die der Eingemauerte durchmachen mußte, zu verlängern.

„Sie haben also weder Hunger noch Durst?“ fragte der Wundarzt.

„Nein, mein Herr,“ antwortete der Franzose.

„Nichtsdestoweniger müssen Sie etwas Stärkendes nehmen,“ fuhr Hopfgartner fort, aus einem Etui ein Fläschchen nehmend, aus dem er ein paar Tropfen auf einen Silberlöffel goß und sie dem Soldaten reichte, der mit der Folgsamkeit eines Kindes die stärkende Essenz schlürfte.

Dann versuchte er sich zu erheben und mit Hilfe Thierry's und des Wundarztes gelang es ihm auch, — er machte einige Schritte, blieb dann stehen und sich gegen die Gruppe von Theilnehmenden wendend, die ihn umgab, sprach er tief bewegt:

„Madame, — meine Herren, — und Sie tapfere Kameraden, nehmen Sie alle meinen Dank. Ich weiß nicht, wie viel ein jeder Einzelne zu meiner Rettung beigetragen, aber das weiß ich, daß meine Dankbarkeit bis an's Ende meines Lebens gleich bleiben wird.“

„Bedanken Sie sich nur bei der Frau Gräfin," erwiderte der Commissär, „ihr allein verdanken Sie Ihre Rettung, bei welcher wir nur zufällig als Werkzeuge verwendet wurden."

Abermals ergriff der Voltigeur die Hand der Dame und küßte sie voll Ehrfurcht und Zärtlichkeit.

Die Gräfin Unteil-Sarmage vermochte vor Rührung kein Wort zu sprechen.

Thierry rieb sich mit dem stolzen Bewußtsein die Hände, daß auch er redlich das Seine beigetragen, um den Sohn seiner Gebieterin zu retten.

„Ich glaube," sprach Commissär Schleiermacher, „es wäre gut, unseren Patienten von hier weg und in ein Haus zu bringen, wo er sich erholen kann."

„In mein Palais," rief die Gräfin.

„Zuerst schlage ich vor," sprach Wundarzt Hopfgartner, „ihn in ein Bad zu bringen, das wird wohlthuend und reinigend auf ihn wirken, auch muß er rasirt und seine Haare müssen geordnet werden; so, wie er jetzt aussieht, kann er sich ja nirgends zeigen."

„Sehr richtig," bestätigte der Polizeibeamte die Ansicht des praktischen Arztes, „ich glaube, es ist am besten, Sie begleiten Ihren Patienten dahin, während ich mit den Sappeurs und der übrigen Mannschaft nach der Stadt zurückkehre, um bei

dem Herrn Polizei-Chef und beim Herrn Gouverneur die Meldung über den glücklichen Erfolg unserer Expedition abzustatten."

Alles war damit einverstanden. Auf einen Wink der Gräfin wollte Thierry den Sappeurs ein halbes Dutzend Goldstücke aufdrängen, allein die braven Soldaten weigerten sich mit aller Entschiedenheit, das Geld anzunehmen und erklärten, sie seien durch das Bewußtsein, einem Landsmanne, einem Kameraden das Leben gerettet zu haben, hinlänglich belohnt.

Dankbar drückte Henri Argout die schwieligen Hände dieser wackeren Männer.

Die Gräfin aber befahl ihrem Kammerdiener, das Geld dem Thorwartl für die Armen des „blauen Herrgott" zu geben und mit namenlosen Kratzfüßen und nicht enden wollenden Danksagungen nahm der alte Pfründner die Goldfüchse für seine Spittelgenossen in Empfang.

Dann führte man den Geretteten zum Thore, wo er sich zur Gräfin in die Equipage setzen mußte, in welcher auch der Wundarzt Hopfgartner und ausnahmsweise sogar Thierry Platz nahm.

Während die Equipage am Ende der Währingergasse den Weg über die Holzgestätten gegen das Kaiserbad nahm, kehrte Commissär Schleier-

macher mit den Soldaten durch's Schottenthor in die Stadt zurück, um die nöthigen Berichte zu erstatten.

Auf dem Wege nach dem Bade erzählte Henri, der sich durch die frische Morgenluft ganz außerordentlich gekräftigt und gestärkt fühlte, den mit Rührung zuhörenden Personen im Wagen, was er während der Zeit, als er lebendig begraben war, ausgestanden hatte.

Die Mißhandlungen und Strapatzen, die er seit seiner Wegschleppung aus dem Lichtenthale erduldet hatte, bis zu dem Momente, wo er die Gewißheit hatte, daß er lebendig begraben und rettungslos verloren sei, hatten seine Kräfte in einer Weise erschöpft, daß er — wie wir es geschildert haben, — bei dem letzten Hammerschlage, der von außen auf die Mauer erscholl, mit einem Rufe der Verzweiflung ohnmächtig zu Boden sank.

Wie lange er in diesem Zustande gelegen, wußte er nicht anzugeben. Als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, herrschte ringsum finstere Nacht und eine Todtenstille; da er keine Uhr bei sich hatte, so war ihm auch das Maß der Zeit vollständig verloren gegangen, er konnte den Tag der Woche nicht mehr bestimmen, in dem ewigen Schweigen und gleichen Dunkel Tag und Nacht nicht unterscheiden.

Er gerieth zuerst auf die Idee, zu rufen, — es konnte ja doch Jemand in die Nähe kommen, den Hilferuf hören, Leute holen und so eine Rettung ermöglichen.

Er begann also aus Leibeskräften zu schreien, allein wie wir wissen, war der Keller, in dem man ihn eingemauert hatte, der dritte in der Reihe der gewaltigen Souterrains, — es kam Niemand in dieselben, nicht einmal in die Nähe der Erdhöhung, in welche die Keller sich verliefen. Sein Schreien wurde daher nicht nur nicht gehört, sondern es raubte ihm den letzten Rest seiner Kräfte und da er seit dem Morgen, wo die Escorte die Gefangenen durch's Lichtenthal transportirte, nichts genossen hatte, so begann auch bereits der Hunger in seinen Eingeweiden zu wühlen, ihm einen Vorgeschmack jener Qualen gebend, die er noch zu erdulden haben würde.

Er fühlte sich so krank, schwach und elend, daß er sich kaum aufrecht halten konnte und an den Wänden hintappend, den Umfang seines steinernen Grabes untersuchte.

Plötzlich gelangte er an eine Vertiefung, aus der ein gar angenehmer Geruch der Nase des Hungrigen entgegen strömte; rasch stürzte er auf den Punkt zu und entdeckte die Vorräthe, welche die

Pfründnerin Josefa Langhammer hier aufgespeichert hatte. Mit der instinctiven Freude eines unvernünftigen Thieres fiel er darüber her und labte sich an Speis und Trank, Anfangs dem Gedanken Raum gebend, man habe es nur auf eine Probe seines Muthes abgesehen und würde, wenn er lang genug im Kerker gesessen, die Mauern desselben wieder sprengen.

Allein die Zeit verrann und fortwährend umgab ihn Nacht und Schweigen. Wie wir wissen, bestanden die Lebensmittel-Vorräthe von Afra's Tante aus Schinken, Wurst, Käse, lauter Speisen, die den Durst reizen und der starke österreichische Wein, der sich in den Flaschen befand, löschte denselben nur momentan, um ihn dann bald wieder stärker auftreten zu lassen.

Während er demnach an Eßwaaren noch Ueberfluß hatte, schmolz die Zahl der Flaschen, aus denen er seinen Durst löschen mußte, von Tag zu Tag, und es erwachte in ihm die fürchterliche Idee, sein Todfeind, der Wirth vom „Häuserl am Rain", habe das Alles so vorbereitet, um ihn den qualvollsten Tod des Erdurstens und Verschmachtens sterben zu lassen.

Da beschloß er wieder, sich nur in längeren Zwischenräumen einen Schluck des Weines zu gön-

nen, aber wenn er, vom Durste gemartert, endlich erwog, daß er trotz dieser Sparsamkeit doch endlich mit seinem Getränke-Vorrath zu Ende kommen müsse, da übermannte ihn wieder die Verzweiflung und er trank rasch die ganze Flasche leer, um sich zu betäuben. Die Luft in dem engen Raume wurde nach und nach mephitisch und der Unglückliche brach endlich zusammen.

„An dem gestrigen Tage,“ schloß er seine Erzählung, „hatte mich die Verzweiflung so übermannt, daß ich mich entschloß, den Rest meines Vorrathes, vier Flaschen, rasch nacheinander auszutrinken, dann die Bouteillen zu zerschlagen und mir mit den Glasscherben die Hals- und Puls-Adern zu zerschneiden.“

„Mein Gott! das ist ja gräßlich!“ rief die Gräfin.

„Ich führte meinen Entschluß nur in seiner ersten Hälfte aus,“ fuhr Henri Argout fort, „ich trank die vier Flaschen so rasch, daß sie mein ohnehin herabgekommenes Gehirn betäubten und ich wie gelähmt zu Boden sank, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, Hand an mich zu legen. Halb ohnmächtig, halb betrunken, lag ich Stunden lang, — da mit einem Male vernahm ich draußen Stimmen und Hammerschläge an die Mauer, —

ich wollte rufen und war nicht im Stande, ein Wort herauszubringen. Ich fühlte mich, wie in einem bösen Traume, und als endlich die ersten Steine fielen und das Licht der Fackeln herüber leuchtete, da schwanden mir abermals die Sinne. Inzwischen hatte man mich aus meinen Kerker in's Freie gebracht, durch Nacht zum Licht, — und das danke ich Ihnen, Madame, Sie sind mein Schutzgeist, meine Retterin, meine zweite Mutter!"

Und abermals küßte er mit dankbaren Thränen die Hände der Gräfin, die vor Rührung und tiefer Bewegung kein Wort zu sprechen vermochte.

Mittlerweile hatte man das Kaiserbad erreicht und während der Wundarzt Hopfgartner seinen Patienten in's Badezimmer geleitete, um ihm nöthigen Falls Beistand leisten zu können, machte sich Thierry daran, mit Hilfe der Cassierin die zerrissene Uniform Argout's wenigstens soweit in Ordnung zu bringen, daß er, ohne sich schämen zu müssen, vor den Menschen erscheinen konnte.

Die Gräfin aber setzte sich auf die nach der Donau hinausgehende Terrasse, um über die Ereignisse der letzten Tage nachzudenken und im leisen Gebete dem Himmel für die wunderbare Rettung ihres Sohnes zu danken.

## 8. Kapitel.

## Der letzte Gang.

Der alte Totzenauer hatte die Nacht vor seiner Hinrichtung in Gesellschaft des Pfarrers von den Piaristen zugebracht. Der wackere Pater Josef verstand es, seinen alten Schulkameraden in ein ernstes, erbauliches Gespräch zu verwickeln, bis gegen Mitternacht, wo der Thorwartl vom „blauen Herrgott" ihm bedeutete, er sei müde und möchte gern ein wenig ruhen.

„Thue es, Jakob, — ich werde inzwischen für Dich beten," sagte der würdige Priester.

Und der alte Totzenauer legte sich auf den Strohsack, welchen die Fürsorge der französischen Militär-Justiz ihm angewiesen hatte, und murmelte:

„Morgen werde ich besser schlafen."

Dann wendete er sich gegen die Wand und stieß einen schweren Seufzer aus; nach etwa fünf Minuten überzeugten die tiefen regelmäßigen Athemzüge des zum Tode Verurtheilten den Piaristen-Pfarrer, daß sein alter Freund ruhig schlafe; kein Stöhnen, kein Aufschrei verrieth, daß irgend ein böser Traum den Schlummer des Mannes störe, der bei Tagesanbruch einem blutigen Ende entgegen gehen sollte.

Pater Josef setzte sich auf einen Stuhl und betete, — rings herrschte die tiefste Stille, nur unterbrochen vom eintönigen Schritte der Schildwache, die draußen auf dem Gange langsam auf und ab ging.

Der Geistliche hatte seiner Kraft zuviel zugetraut, — der Liebesdienst, den er seinem Schulkameraden erwies, hatte ihn erschöpft, — auch er war ja kein junger Mann mehr und während seine Lippen sich noch betend bewegten, schloßen sich seine Augen und er entschlummerte.

Es war die Stimme des Freundes, die ihn wieder weckte.

„Josef," sprach der Verurtheilte, „schläfst Du?"

Der Piaristenpfarrer fuhr aus seinem leichten Schlummer empor.

„Habe ich geschlafen?" fragte er, sich verwundert die Augen reibend, „schau! schau! hätt' nicht geglaubt, daß es mich überwältigen könnte. Wie viel Uhr ist's denn?

„Bei Maria-Stiegen hat es eben halb vier geschlagen," antwortete der Delinquent, „die Sonne muß gerade im Aufgehen sein. O es ist doch schön, wunderschön, wenn die Sonne aufgeht."

Und bei diesen Worten, der einzigen Andeu-

tung, daß er das schöne, sonnenlichte Dasein nicht gern verlasse, wendete der alte Totzenauer seine Blicke gegen die sogenannte „Oberlichte" über der Thüre seines Gefängnisses, die als einziges Fenster diente und durch welche eben einige Strahlen des jungen Tages, vom Gangfenster schief herüber gleitend, in die traurige Zelle drangen.

„Ja, unseres Herrgotts Sonne ist schön," erwiderte der Geistliche, „aber noch schöner ist das ewige Licht, das denen leuchtet, die in Frieden gestorben, die mit dem Bewußtsein hinüber gehen, daß ihre Seele frei von Schuld, denn ihrer wartet jenseits die ewige Freude, die ewige Glorie."

„Amen!" setzte der alte Mann leise hinzu.

Dann aber sprach er laut und gefaßt:

„Du hast Recht, Josef, und eben weil ich mit reiner Seele vor dem Gerichte des Ewigen erscheinen will, möchte ich mich mit unserem Herrgott versöhnen, beichten und communiciren."

„Ganz nach Deinem Willen, mein Freund," sprach der Geistliche.

Die zur heiligen Handlung nothwendigen Requisiten hatte der Piaristenpfarrer in einem Etui mitgebracht, — das Crucifix auf dem Tische, links und rechts von den Armensünder-Buschen eingerahmt, bildeten den geeigneten Altar und der Delinquent

selbst, nachdem er gebeichtet und drei Vaterunser zur Buße gebetet hatte, bediente während der heiligen Handlung den Priester als Ministrant, da es im „blauen Herrgott“ von jeher Sitte war, daß die Pfründner bei der Messe und anderen gottes dienstlichen Functionen ministrirten.

Nachdem der alte Mann den Leib des Herrn empfangen, blieb er einen Augenblick mit gesenktem Haupte, still betend, knien. Hierauf erhob er sich, küßte dem widerstrebenden Geistlichen die Hand und sagte:

„Ich danke Ew. Hochwürden für die Gnade, die Sie mir erwiesen haben.“

Dann aber fiel er dem bis zu Thränen gerührten Piaristen-Pfarrer um den Hals und schluchzte:

„Und meinem alten treuen Kameraden danke ich dafür, daß er bei dem alten Schul- und Jugendfreunde bis zum letzten Augenblicke ausgehalten hat.“

Es klopfte an der Thüre.

„Fasse Dich, Jakob,“ flüsterte der Priester.

„Ich bin gefaßt,“ erwiderte Totzenauer, rasch seine Thränen trocknend, „die Franzosen sollen, wenn sie nach Frankreich heim kommen, nicht erzählen, daß sich ein deutscher Mann vor ihren Kugeln gefürchtet habe.“

Und mit kräftiger Stimme rief er:

„Herein!"

Der Profoß trat mit dem Gefangenwärter in's Zimmer.

„Bon jour, Monsieur Totzenauer," sagte er, „ich komme, um Sie zu fragen, was Sie zum Frühstücke wünschen und wann Sie Toilette machen wollen."

Der Verurtheilte lächelte über diesen Ausdruck des Graubartes, dann sagte er:

„Meine Bedürfnisse sind nicht groß, aber rasirt möcht' ich auf meinem letzten Gange sein, auch Haar und Zopf in Ordnung haben, nicht etwa aus Eitelkeit, sondern um meinen Landsleuten zu zeigen, daß nicht etwa die Furcht vor dem Sterben mich darauf vergessen ließ, wie ein anständiger Mensch zu erscheinen."

„Das heißt wie ein Mann gesprochen," entgegnete der Profoß, „der Aufseher wird das Nöthige besorgen."

„Ich stehe selbst zu Diensten," meinte der Mann, Rasirmesser und Puder-Schachtel nebst sonstigen nothwendigen Utensilien hervorziehend.

Es war doch eine sonderbare Zeit, in welcher der Soldat, ehe er in die menschenwürgende Schlacht ging, sich etwas ganz Unnöthiges in Gestalt eines Zopfes anhängen mußte, eine Zeit, in welcher nicht

einmal der Delinquent den letzten Weg zum Hochgerichte antreten konnte, bevor sein Haar mit der nöthigen Quantität von Haarpuder eingestaubt war.

Obwohl in jener Zeit der Zopf schon ziemlich zu verschwinden begann, so hielten doch ältere Leute an demselben mit einer Zähigkeit fest, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Auch der alte Totzenauer, der seinen Haarbeutel noch in den Tagen Maria Theresia's als junger Mann getragen, bewahrte aus jenen besseren Zeiten die Pietät vor dem Appendix im Genicke und nachdem ihn der Gefangenwärter rasirt hatte, ließ er sich das Zöpfchen im Nacken so festlich binden und steifen, als ob er bei einem Freuden-Akte zu erscheinen hätte.

Mit Wohlgefallen verfolgte der Profoß die „Toilette" seines Delinquenten und freute sich über den Muth des alten Mannes; als der improvisirte Friseur endlich fertig war, sagte der Franzose:

„Monsieur Totzenauer sieht aus wie ein Bräutigam."

„Dazu bin ich denn doch wohl zu alt," meinte Totzenauer mit einem trüben Lächeln.

„Pardon Monsieur," fuhr der Profoß fort, der sein trauriges Geschäft mit einer gewissen Bonhommie besorgte, „Sie sind mir noch eine Antwort

auf meine Frage schuldig, was Sie zum Frühstücke wünschen. Ich würde Ihnen eine tüchtige Schale Weinsuppe oder Triet empfehlen, nach meiner Erfahrung ist das in solchen Fällen immer das Beste, — besonders wenn rother Wein genommen wird, denn es stärkt die Nerven und —"

„Ich danke Ihnen, Herr Profoß, für Ihre gute Meinung," unterbrach der alte Totzenauer den redseligen Franzosen, „allein ich bin kein Freund von derlei heißmachenden Getränken; wenn ich um etwas bitten darf, so bitte ich um einen Pfiff*) guten Oesterreicher Wein und eine halbe Semmel, — damit komme ich schon aus bis Mittag und das Mittag-Mahl erspare ich heute ja bereits."

„Vogue la galère!" rief der Franzose, ‚das nenne ich Humor. Allen Respect vor Ihnen, alter Herr, — Ihr Frühstück will ich selbst besorgen und Sie sollen ein Glas Wein haben, so gut es aufzutreiben ist."

Er ging und kam nach kurzer Frist zurück, das Verlangte bringend.

Totzenauer trank aber nicht, sondern er brach die Semmel in kleine Theile, tauchte dieselben in

*) Wiener-Ausdruck für ein halbes Seitel.

den Wein und aß die vom Weine getränkten Stücke langsam.

Alte Leute behaupten noch jetzt, daß ein solches Frühstück ganz besonders stärkend und kräftigend wirke.

Viertelstunde auf Viertelstunde verrann mit einer entsetzlichen Schnelligkeit; der alte Totzenauer wurde, je näher der entscheidende Moment kam, stiller und stiller, sein Mund trocknete aus, in seinen Ohren begann es seltsam zu sausen und zu klingen, und er fühlte, daß seine Füße zitterten, — es stellte sich endlich jener geheimnißvolle Schauer ein, den auch der Muthigste empfindet, wenn er hinüber muß nach

— „dem unbekannten Land,"

„Von deß' Bezirk kein Wand'rer wiederkehrt."

So stille ward es in der Armensünderstube, daß man das Summen der Fliegen hörte, und als endlich die Uhr von Maria-Stiegen die sechste Stunde schlug, da sprach der Profoß fast feierlich:

„Monsieur Totzenauer, — 's ist Zeit!"

„In Gott's Nam'," sprach der alte Mann, und erhob sich vom Stuhle, aber im selben Augenblicke fühlte er, daß er wankte und wäre vielleicht wieder auf den Stuhl zurückgesunken, wenn ihn nicht der

Pfarrer von den Piaristen mit starkem Arm erfaßt hätte.

„Muth, Jakob, Muth!“ flüsterte ihm der Geistliche zu.

„'s wird gleich vorüber sein,“ erwiderte eben so leise der alte Mann, sich auf den Arm seines Schulkameraden stützend, „man bleibt halt doch immer Mensch. Ich bitt' Dich, Josef, reich' mir das Glas.“

Der Pfarrer erfüllte diesen Wunsch und der Verurtheilte trank rasch die paar Tropfen Wein, die sich noch im Glase befanden; dann richtete er sich auf und murmelte: „'s geht schon! — 's ist schon vorbei!“

Der Profoß hatte inzwischen die Thüre geöffnet, der Gang war mit Soldaten angefüllt. Der Auditor, welcher das Kriegsgericht geleitet hatte, trat mit einem Officiere in's Zimmer.

„Herr Totzenauer,“ sprach der Auditor, der, wie wir wissen, ein Mainzer und der deutschen Sprache vollkommen mächtig war, „ich bin gekommen, um von Ihnen Abschied zu nehmen und hoffe, daß Sie ohne Groll von mir scheiden, da ich nur meine Schuldigkeit und das gethan, was meines Amtes war.“

„Ich habe mich mit unserm Herrgott versöhnt,“ antwortete der alte Wiener, der beim Anblick des Deutschen im Dienste des Erbfeindes seine alte

Kraft und österreichische Zähigkeit wieder gefunden hatte, „wenn Einem aber der Herrgott verzeihen soll, so muß man selbander nach seines Sohnes Gebot allen seinen Feinden verziehen haben, — wie können Sie also glauben, daß ich irgend einen Groll gegen Sie hege?"

„Ich bin nicht Ihr Feind," ereiferte sich der Deutsch-Franzose, „ich hätte Ihnen gern geholfen, und selbst jetzt noch, wenn Sie ein Geständniß ablegen und Ihre Mitschuldigen nennen würden" —

„Da ich selbst nicht schuldig bin, kann ich keine Mitschuldigen haben," sprach der alte Mann beinahe brüsk' „ersparen Sie sich und mir die Plage, noch ferner darüber zu reden. Ich sterbe unschuldig, — bin nicht das erste Opfer der Franzosen, werde nicht das letzte sein. Vielleicht kommt eine Zeit, wo wir Deutschen für das, was wir von den Franzosen gelitten haben, gerächt werden."

Der Mainzer zuckte die Achseln.

„Dann habe ich Ihnen noch eine Frage vorzulegen," sagte er, ohne sich auf eine Antwort gegenüber den Aeußerungen Totzenauer's einzulassen, „Sie sind ein alter Herr und bei einer Veranlassung, wie die gegenwärtige wäre es selbst einem jüngeren Manne nicht übel zu nehmen, wenn ihn die Kräfte verließen, — ich habe daher einen Leiterwagen be-

stellen lassen, und es steht Ihnen frei, denselben zu benützen."

„Wie ein Raubmörder, wie ein Mordbrenner, der zum Galgen geführt wird?" rief der alte Mann fast leidenschaftlich, „nein! nein! — Herr Auditor, ersparen Sie mir diese Schande und lassen Sie mich zu Fuße gehen, — die Kraft und unser Herrgott wird mich nicht verlassen."

„Wie es Ihnen beliebt!" erwiderte der Mainzer.

Im selben Augenblicke trat ein Stöckelknecht mit leichten Ketten heran.

„Um Gotteswillen, Herr Auditor," fuhr Totzenauer in großer Aufregung fort, „lassen Sie mir keine Ketten anlegen, — ich werde mich ja still und ruhig halten, wie ein Lamm, — aber in meinem ganzen Leben hat meine Hand nicht die Bekanntschaft mit dem entehrenden Eisen gemacht, — lassen Sie es nicht am letzten Tage meiner ehrenvollen Laufbahn geschehen!"

Der Auditor besann sich einen Augenblick, dann sagte er:

„Nun gut! Um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht Ihr Feind bin, wie Sie glauben, will ich Ihnen auch diese Vergünstigung erlauben, obgleich dieselbe eigentlich gegen das Reglement verstößt. Doch müssen Sie mir gestatten, da ich meinen Vorgesetz-

ten gegenüber die Verantwortung übernommen, daß ich Sie auf Ihrem Gange zur Execution begleite und bis zum letzten Augenblicke bei Ihnen bleibe.“

„Wird mir eine Ehre sein,“ sprach der ehemalige Hausherr vom Strozzischen Grund, sich mit Anstand verneigend; er fühlte, daß die Anwesenheit dieses Mannes ihn aufrechthalten wüde, der alte Wiener-Bürgerstolz das wußte er, würde ihn abhalten, vor diesem Deutsch-Franzosen eine Schwäche zu zeigen.

Vom Thurme bei Maria-Stiegen erklang ein Viertel auf sieben.

„'s ist höchste Zeit, wir sind um eine Viertelstunde in Rückstand,“ sprach der Auditor, „en avant messieurs!“*)

Der traurige Zug setzte sich in Bewegung; — in den engen Gängen und auf den Stiegen-Absätzen des Stabsstockhauses standen einige wenige Männer und Frauen, welche durch die Protection der Franzosen Zutritt in das traurige Gebäude erlangt hatten, — die Gesichter der Männer sprachen den tiefsten Schmerz aus, die Weiber weinten still, — eine derselben wollte dem Greise die Hand küssen, die Soldaten der Escorte duldeten es nicht.

Der Platz vor dem Stabsstockhause war mit

---

*) Vorwärts, meine Herren.

Militär vollgepfropft, allein an allen Fenstern zeigten sich Zuschauer und hinter dem Quarée, welches den Delinquenten aufnahm, stand das Volk Mann an Mann.

Als Totzenauer in's Freie trat, und als man sah, wie er wohl blaß und ernst, aber fest und mannhaft zwischen dem Geistlichen und dem Profoßen einherschritt, da ging ein Flüstern der Wehmuth und des Mitleides durch die dicht gedrängten Schaaren, man hörte Frauen und Kinder laut schluchzen und eine Männerstimme rief:

„Hut ab vor dem, der für's Vaterland stirbt!"

Im Nu entblößten sich alle Häupter, als wäre der, welcher hier zum Tode ging, ein Souverän.

Die Franzosen erkannten aus dieser Bewegung, wenn sie auch nicht deutsch verstanden, die Stimmung des Volkes und enger schloß sich der eiserne Kreis um den Gefangenen.

Man hatte auch das Neuthor mit Militär abgesperrt, so daß Niemand vom Publikum unter den massiven Steinwölbungen des Thores stehen bleiben durfte; sobald aber die letzten Rotten unter dem Thore verschwanden, drängte das Volk in Masse nach, um hinter dem Zuge aus der Stadt zu gelangen.

Außerhalb des Thores führte eine Brücke (in

späteren Zeiten ein Damm) über den Stadtgraben nach jenem Theile des Glacis, der damals zu Holzlegestätten verwendet wurde, während jetzt sich dort die prächtigen Zins-Paläste des Franz-Josef-Quais erheben. Jenseits der Brücke gestattete ein breiter, nach abwärts führender Weg den Neugierigen die Passage in den Stadtgraben, denn allgemein war das Gerücht verbreitet, der Delinquent werde dort erschossen werden.

Die Ränder des Grabens waren daher dicht besetzt und als der traurige Zug die Neuthorbrücke passirt hatte, und die Zuschauer sich überzeugten, daß man nicht in den Stadtgraben marschire, da drängte Alles in wilder Hast nach, um zu sehen, wo denn der traurige Act stattfinden werde.

Die Franzosen hatten den Platz mit jenem Raffinement gewählt, welcher der grande nation für gewisse Dinge nicht abzusprechen ist; im Arrangement, in der mise-en-scene haben sie eine bewunderungswerthe Geschicklichkeit.

Rechts von der Esplanade-Straße, welche damals zwischen Stadt und Vorstädten in einem riesigen Bogen die alte Residenz umgab, befand sich eine große Holzlegestätte, welche, weil dort nur Holz aus den kaiserlichen Forsten verkauft wurde, im Volksmunde die „Kaisergestätte“ hieß.

Dort nun hatte man den Platz für die Execution gewählt und zwar so, daß drei Seiten eines Viereckes von riesigen Holzstößen eingesäumt waren, die vierte wurde durch die Masse der französischen Soldaten abgesperrt, und erst hinter dieser war es den Zuschauern möglich, sich aufzustellen und das traurige Schauspiel mit anzusehen. Allein auch außerhalb der drei von Holzstößen gebildeten Seiten des Quarrées stand französisches Militär, besonders Cavallerie, um das Volk zu verhindern, die Holzstöße zu erklettern und auf irgend eine Weise störend in die Execution einzugreifen.

Man hatte diesen abgelegenen Platz gewählt, weil man wähnte, daß sich dort weniger Zuschauer einfinden würden, andererseits aber auch, weil er nahe dem Lichtenthale sich befand und man den unruhigen Köpfen dieses Stadt-Viertels eine blutige Warnung zukommen lassen wollte.

Zu Vollstreckern des Urtheils hatte man einen Zug von der Compagnie der Garde-Voltigeurs gewählt, welcher der vermeintlich ermordete Soldat Henri Argout angehört hatte.

Während sich dieses Schauspiel vorbereitete, hatte derjenige, dessen vermeintlichen Mord man sühnen wollte, nämlich der Voltigeur Henri Argout, im Kaiserbade seinen ermatteten Leib gestärkt und

ging erfrischt aus den Fluthen der Donau hervor.

Wundarzt Hopfgartner wich nicht von seiner Seite und Thierry ließ sich's nicht nehmen, den jungen Soldaten zu rasiren, seine zerrauften Haare kunstgerecht zu ordnen und ihm frische Wäsche zu verschaffen, was im Kaiserbade ein Leichtes war; auch die geflickte Uniform sah wieder ganz leidlich aus.

Und als der junge Mann metamorphosirt der Gräfin Unteil-Sarmage entgegentrat, da hätte diese beinahe durch einen Aufschrei des Entzückens ihre Gefühle verrathen, so schön erschien ihr der, wenn auch noch bleiche, doch gerade deshalb doppelt interessante Sohn, der keine Ahnung davon hatte, daß es seine Mutter war, die ihm so viel Aufmerksamkeit und Sorgfalt angedeihen ließ.

Es schlug ein Viertel auf sieben, als die glückliche Gruppe das Kaiserbad verließ und den Wagen der Gräfin bestieg, um durch das Neuthor in die Stadt zurückzukehren.

Aber keine zwanzig Klafter noch waren sie gefahren, als die Equipage schon durch den entgegenkommenden Menschenstrom aufgehalten und genöthigt wurde, im Schritte zu fahren, bis man endlich, da die Menschen-Masse immer größer wurde,

auch die Militär-Escorte mit dem Delinquenten herankam, ganz stehen bleiben mußte.

Nur zu bald erkannten die Personen im Wagen, daß es ein Hinrichtungs-Zug war, der ihnen begegnete.

Ihre Position in dem hohen Wagen erlaubte ihnen, den Verurtheilten bequem zu sehen und mit Wehmuth betrachteten sie das Antlitz des Greises.

Henri Argout, der sich in seiner pitoyablen Uniform nicht gern vor den in blanker Adjustirung ausgerückten Kameraden zeigen wollte, hielt sich zurückgezogen im Fond des Wagens, gleichwohl hatte auch er das Antlitz des Delinquenten deutlich gesehen, der für ihn ein vollständig unbekannter, fremder Mann war.

Der Zug sammt dem nachdrängenden Volke war endlich so weit vorüber, daß der Wagen sich wieder langsam in Bewegung setzen konnte.

In diesem Augenblicke kam an der Equipage ein französischer Officier vorüber, der einen Blick in's Innere desselben warf und von Henri sofort achtungsvoll begrüßt wurde.

„Bon jour, Voltigeur," erwiderte der Officier den Gruß und mit der den Franzosen eigenthümlichen Plauderhaftigkeit setzte er hinzu: „Wie, Monsieur, — Sie fahren nach der Stadt statt nach dem

Executions-Platze? Wollen Sie denn nicht die Satisfaction mit ansehen, die man heute Ihrem Corps gewährt?"

„Wie so, mein Capitän?" fragte Henri Argout.

„Nun, der alte Mann, den man hier zum Tode führt," erwiderte der Capitän, „wird doch nur deshalb justificirt, weil er einen Voltigeur von der Garde ermordet hat."

„Wahrhaftig?" rief der junge Soldat.

„Sonderbar, daß Sie nichts davon wissen!" meinte der Officier.

„Ich bin zu entschuldigen, mein Capitän, da ich fast eine Woche abwesend war," sprach Henri Argout.

„Ach! Da wissen Sie also von nichts!" rief der mittheilsame Officier, „so vernehmen Sie denn: Eine Abtheilung Voltigeurs von der Garde transportirte österreichische Gefangene durch eine Vorstadt von Wien, welche Lichtenthal heißt. Dort wurden dieselben von dem Pöbel der Vorstadt überfallen, und es entspann sich ein heftiger Kampf, in welchem österreichische Gefangene von ihren Landsleuten befreit wurden, wobei man aber auch einen der Voltigeurs hinwegschleppte und heimlich ermordete."

Der junge Mann war in größter Aufregung, als er fragte:

„Es sind wohl mehrere von den französischen Soldaten weggeschleppt worden.“

„Nein, mein Freund, nur ein Einziger, wie ich Ihnen bereits sagte.“

„Und Sie behaupten, daß dieser Einzige ermordet wurde, mein Capitän?“

„Ja wohl, wenigstens ist derselbe verschwunden und nicht mehr zum Vorschein gekommen, — man weiß aber, daß sein Leichnam in einer schwarzen Trage aus einem einsamen Garten derselben Vorstadt hinweggebracht wurde, in welchem der Mord jedenfalls stattfand. Ich weiß das Alles, weil ich dem Kriegsgerichte beiwohnte, welches den alten Mann dort zum Tode verurtheilte.“

„Wenn dem so ist, mein Capitän,“ rief der junge Mann zitternd vor Erregung, „so müssen Sie ja auch den Namen des jungen Soldaten kennen, der angeblich heimlich ermordet wurde?“

„Ja wohl,“ erwiderte der Officier mit vollkommener Ruhe, „er heißt Henri Argout.“

Der Voltigeur stieß einen Schrei des Schreckens aus.

„Nun denn, mein Capitän,“ rief er todtenbleich, „in diesem Falle begeht man in diesem Augenblicke einen Justiz-Mord und erschießt einen Unschuldigen.“

„Wie wollen Sie das beweisen?“ fragte der Capitän, nun ebenfalls erblassend.

„Ich selbst bin jener Voltigeur Henri Argout,“ antwortete der junge Soldat mit heiligem Eifer, „man hat mich in jener Vorstadt mit Gewalt aus den Reihen meiner Kameraden hinweggeschleppt, — man hat ein Attentat auf mein Leben gemacht, allein jener Mann, den man soeben zum Tode führt und dessen Gesicht ich beim Vorübergehen deutlich sah, war nicht unter meinen Mördern, — ich schwör's beim Namen des Kaisers, bei meiner Ehre, er ist unschuldig!“

„Das ist ja entsetzlich!“ rief der Capitän, ein echter französischer Officier, der Herz und Kopf am rechten Flecke hatte, „ein Justizmord an einem so alten Manne wäre nie zu verzeihen! Der Kaiser würde uns wie Dummköpfe behandeln, — die Bevölkerung Wiens in die höchste Erbitterung gerathen —“

„So retten Sie den Unglücklichen, so lange es noch Zeit ist —“

„Sie haben Recht. Madame, überlassen Sie mir Ihren Wagen auf kurze Frist, — steigen Sie Alle aus — bis auf diesen braven Soldaten, — den ich zum Beweise mitnehmen muß.“

Instinctiv gehorchten die übrigen Personen, die

sich im Wagen befanden, Thierry half der Gräfin aus der Equipage, auch Wundarzt Hopfgartner sprang heraus.

Der Capitän aber schwang sich auf den Kutschbock und rief dem Kutscher zu:

„Fahr' zu, so schnell Du fahren kannst, — dorthin nach dem Richtplatze!"

Der Kutscher hieb in die Pferde und jagte mitten in das Volksgedränge hinein.

Wohl wäre das unter anderen Umständen sehr übel genommen worden, allein im selben Augenblicke erhob sich der französische Capitän auf dem Kutschbocke und mit der linken Hand am Wagen sich festhaltend, zog er mit der rechten Hand ein weißes Taschentuch und es in den Lüften schwingend, rief er aus Leibeskräften:

„Pardon! Pardon!"

Und im nächsten Augenblicke brüllten zehntausend Menschen:

„Pardon! Pardon!"

Instinctiv bildete sich mitten im dichtesten Gedränge eine Gasse, durch welche der Wagen in der Richtung nach dem Executions-Platze vorwärts flog.

Auf einem der Holzstöße, welchen das Volk erklettert hatte, um die Hinrichtung besser zu sehen, begannen die Leute, die den Wagen von weitem

kommen sahen, ebenfalls zu schreien und vor Aufregung mit den Füßen zu stampfen, — dadurch gerieth das Holz in Bewegung, der Holzstoß wankte und der obere Theil kollerte sammt dem auf ihm stehenden Publikum herunter, was die Leute gleichwohl nicht hinderte, noch unter dem Fallen „Pardon!" zu schreien.

Wir müssen nun zu der Haupt-Person dieses bürgerlichen Trauerspieles, dem Delinquenten Jakob Totzenauer, zurückkehren, für den sich gewiß die meisten unserer Leser interessiren.

In der Zeit, in welcher Henri Argout dem Capitän seine Enthüllungen gemacht hatte, war die Escorte mit dem Verurtheilten an dem verhängnißvollen Platze angelangt. Die zehnfache Truppenreihe, welche die vierte offene Seite des durch Holzstöße gebildeten Quarrées absperrte, öffnete sich und ließ den Verurtheilten sammt seiner unmittelbaren Begleitung ein, die aus dem Piaristen-Pfarrer, dem Auditor, dem Profoßen und 24 Mann Voltigeurs der Garde bestand, von denen neun Mann bestimmt waren, das Urtheil zu vollstrecken.

Die eiserne Mauer schloß sich wieder hinter ihnen, als die aufgezählte kleine Schaar das Innere des Vierecks betreten hatte.

Die bleiche Farbe des alten Mannes spielte

bereits in's Todtenfahle, aber er hielt sich muthig und aufrecht.

Im Hintergrunde des Quarrées war ein offenes Grab zu sehen.

Die Erde, die man ausgehoben, um dieses Grab herzustellen, war zu einem länglich viereckigen Haufen zusammengescharrt worden.

Das war das letzte Ziel.

Man führte den alten Mann bis zu diesem Erdhaufen.

Der Auditor fragte:

„Haben Sie noch einen Wunsch?"

„Nein," antwortete der alte Mann tonlos.

Das Zurücktreten des Auditors gab dem Geistlichen das Zeichen, sich ebenfalls zurückzuziehen.

„Knieen Sie nieder," sprach der Profoß, ein Sacktuch aus der Tasche ziehend.

Totzenauer gehorchte und während ihm der Profoß die Augen verband, traten aus den Reihen der Voltigeurs die neun Mann, welche das Todes-Urtheil vollstrecken sollten, auf drei Schritte heran. Ein Officier commandirte sie, — bekanntlich wird dieses Commando nicht mit Worten, sondern durch Zeichen mit dem Degen gegeben, — das Senken des Degens bedeutet soviel wie: „Feuer!"

Der Knieende hörte das Anschlagen der Gewehre, das Knacken beim Aufziehen der Hähne.

„Herr Jesus," betete er mit bleicher, sterbender Lippe, „nimm meinen Geist zu Dir."

Im selben Augenblicke ertönte — nicht das Krachen der Decharge, wie es Totzenauer erwartet hatte, sondern ein wildes Gebrüll aus der Ferne, das immer deutlicher, wie eine Lavine heranrollte.

Anfangs vermochte der schon halbtodte Mann nicht zu unterscheiden, was die Leute riefen, — aber in wenig Augenblicken vernahm er das einzige Wort, was auf dieser Welt für ihn noch Bedeutung hatte:

„Pardon! Pardon!"

Gleichwohl blieb er knieen, unfähig, sich zu erheben; der Auditor aber, der einen Wagen heranfliegen sah, auf dessen Kutschbock ein Capitän in französischer Uniform stand, ein weißes Sacktuch schwingend und fortwährend „Pardon!" rufend, gab dem Officiere, welcher die Executions-Mannschaft commandirte, einen Wink, dieser rief den neun Mann ein lautes: „Halt! Gewehr ab!" zu, und im nächsten Momente rasselten die Kolben auf dem Boden.

Im selben Augenblicke sank aber auch der Knieende zur Erde nieder. Was die Todesangst

nicht im Stande gewesen, das bewirkte die Aufregung, die Hoffnung.

Rasch sprang von der Truppe ein Arzt herzu, um dem Bewußtlosen den nöthigen Beistand zu leisten.

Das Geschrei, welches den heranfliegenden Wagen umtoste, war, als die Equipage durch die geöffneten Reihen der Franzosen hindurch auf den eigentlichen Richtplatz fuhr, ein wahrhaft frenetisches geworden. Die Wiener geberdeten sich wie wahnsinnig und selbst in den Reihen der französischen Krieger bemerkte man die sichtbare Theilnahme für den alten Mann mit den weißen Haaren.

Der Wagen hielt im Quarrée, — der Capitän sprang vom Kutschbocke.

Der Auditor und er grüßten sich reglementmäßig.

„Sie bringen Pardon, Capitän Didier?“ fragte der Auditor.

„Ich bringe nicht Pardon, ich verlange denselben,“ antwortete der Officier.

„Wie?“ fragte der Auditor überrascht.

„Die Execution kann nicht stattfinden, darf nicht stattfinden.“

„In wessen Auftrag handeln Sie?“

„In gar keinem. Was ich thue, thue ich auf eigene Faust.“

„Bedenken Sie die Verantwortung."

„Ich habe bedacht und übernehme dieselbe; es handelt sich darum, dem Kaiser einen großen Aerger, der Armee eine Schande, und uns, die wir das Kriegsgericht gebildet, die Schmach und den Vorwurf zu ersparen, daß wir einen Unschuldigen ermordet haben."

„Wie?"

„Wir wollen den Mann erschießen, weil er angeblich den Garde-Voltigeur Henri Argout ermordet haben soll. Dieser Argout lebt aber und ist hier."

Und den Schlag öffnend ließ er den jungen Soldaten aus dem Wagen steigen.

Ein Schrei des Erstaunens und der Freude ertönte aus den Reihen der Executions-Mannschaft; wie wir wissen hatte man sie aus Henri's Compagnie gewählt; auch Amadée Leclerc befand sich unter ihnen.

„Argout! — er lebt! — sei gegrüßt! hoch Argout!" riefen die Braven.

Obwohl dem Auditor schon aus diesem Zurufe klar werden mußte, daß er wirklich den Verschwundenen vor sich habe, so hielt er als Jurist doch für seine Pflicht, die Identität der Person vollständig zu constatiren und fragte:

„Sie sind also?"

„Henri Argout, Voltigeur von der Garde, 3. Bataillon, 2. Compagnie,“ antwortete der junge Soldat.

„Und waren Sie derjenige, den man im Lichtenthale bei dem Ueberfalle auf die Gefangenen wegschleppte?“

„Ja, Herr Auditor.“

„Wie mag das Gerücht von Ihrer Ermordung entstanden sein? wo waren Sie während der ganzen Zeit?“

„Man schleppte mich, an Händen und Füßen gebunden mit einem Knebel im Munde, in einer schwarzen Todtenbahre hinweg. Meine Mörder hätten mir einen qualvollen Tod zugedacht, — sie mauerten mich bei lebendigem Leibe in einem Keller-Loche ein —.

„Infam!“ —

„Wo ich in Hunger, Durst und Verzweiflung hätte umkommen und verschmachten müssen, wenn mich nicht der Zufall durch ein Ereigniß, das ich selbst noch nicht begreife, wunderbar gerettet und befreit hätte.“

„Sonderbar! höchst sonderbar! und kennen Sie die, welche Sie so grausam ermorden wollten?“

„Ja, ich habe mir die Ungeheuer nur zu gut gemerkt; wenn ich hundert Jahre alt würde, könnte

ich ihre blutlechzenden, racheschnaubenden Gesichter nicht vergessen."

„Es war also ein Rache-Akt?" fragte der Auditor mit der schnellen Auffassung des Juristen. „Und Sie behaupten, daß der alte Mann, der eben justificirt werden sollte, nicht unter jenen Frevlern war? Sehen Sie sich sein Gesicht gut an."

Ein paar Soldaten waren dem Arzte beigesprungen, man hatte den ohnmächtigen Totzenauer auf den Sandhaufen gesetzt, die Soldaten unterstützten ihn, der Arzt ließ ihm zur Ader und hielt ihm Aromatika unter der Nase, — sein bleiches Gesicht begann sich wieder zu beleben.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Soldat und Franzose," sprach Henri Argout zu dem Auditor, „daß dieser Mann weder Einer von denen war, die mich aus dem Lichtenthale fortgeschleppt haben, noch sich auch unter denen befand, die mir den qualvollen Tod durch Einmauerung zugedacht hatten. Ich kenne ihn nicht und habe ihn in meinem ganzen Leben nicht gesehen, — er ist folglich vollkommen unschuldig an dem Verbrechen, das an mir begangen wurde."

„Da hören Sie's!" rief Capitän Didier triumphirend.

Der Auditor biß sich in die Lippen und murmelte für sich:

„Nom d'un nom! da hätte ich bald einen dummen Streich gemacht, der mich um mein ganzes Renommée gebracht hätte. Jetzt heißt's mit dem alten Burschen gute Saiten aufziehen und ihn behandeln, wie ein geschältes Ei, damit ich meinen Fehler wieder gut mache."

Er trat zu Totzenauer, der in diesem Augenblicke die Augen aufschlug und mit schwacher Stimme murmelte:

„Was ist mit mir geschehen?"

Und verwundert ruhten seine Blicke auf den fremden Soldaten, die ihn umstanden, — denn der Pfarrer von den Piaristen war so ergriffen, daß er nicht zu reden vermochte.

„Monsieur Totzenauer," sagte der Auditor, „Ihre Unschuld ist anerkannt, Sie sind gerettet!"

„Gelobt sei Gott!" murmelte Totzenauer die Hände dankbar faltend.

Der französische Arzt hatte aus einem Etui stärkende Tropfen genommen, die er dem alten Manne reichte. Dieser versuchte es, sich zu erheben, — allein seine Kniee zitterten, er konnte nicht aufrecht stehen, — der Arzt und ein Soldat unterstützten ihn, auch der Piaristen-Pfarrer trat nun

herzu und legte seinen Arm um den Nacken des Freundes.

„Jakob," sprach er tief bewegt, mit nassen Augen, „Gott hat ein Wunder gewirkt."

„Ich verehre seine Güte und Gnade im Staube," sagte der alte Mann, „aber was soll nun mit mir geschehen?"

„Sie müssen nach der Stadt zurück," sagte der Auditor, „da Sie auf dem Richtplatze sich bereits befanden, als der Pardon kam, so können Sie frei und ungehindert von dannen gehen."

„Meine Füße tragen mich nicht," meinte Totzenauer.

„Ach, wie fatal! wenn ich nur den Wagen hätte mitfahren lassen!" rief der Auditor.

„Ich habe ja den Wagen der Gräfin hier," sagte Henri Argout, „diese edle Dame ist so gut, daß sie mir es nicht übel nehmen wird, wenn ich einen Mann, der heute eben so wunderbar gerettet worden, wie ich, in ihre Equipage aufnehme. Kommen Sie, alter Herr, Sie sind in guten Händen."

Und er reichte dem alten Manne seinen Arm, führte ihn unter allgemeiner Zustimmung zum Wagen und hob ihn hinein. Zu ihm setzte sich der Piaristen-Pfarrer und Henri Argout, — Capitän

Didier und der Auditor verabredeten sich, miteinander beim Gouverneur Andreossy sich melden zu lassen, um ihm über diesen eigenthümlichen Vorfall Bericht zu erstatten, — die Trommeln der Executions-Mannschaft wirbelten zum Abmarsch.

Als der Wagen mit dem so wunderbar vom Tode geretteten alten Manne aus den Reihen der französischen Soldaten in die Massen des Volkes hinein kam, da umbrauste ihn ein Jubel, der sich nicht schildern läßt. Obwohl die Pferde so bald als möglich im Trab gingen, so rannten doch Schaaren von Gassenbuben und jungen Leuten „Vivat" schreiend hintendrein.

Die Gräfin, welche an der Ecke nächst dem Kaiserbade wartete, genirte sich mitten unter diesem Trouble einzusteigen, sie bestieg mit dem Wundarzte Hopfgartner einen zufällig des Weges kommenden Fiaker und befahl Thierry auf die Equipage zu warten und mit derselben in's Palais in der Kärntnerstraße zu fahren, wohin sie vorauseilte.

Thierry entledigte sich seines Auftrages mit gewohnter Pünktlichkeit, wartete auf den Wagen der Gräfin Unteil-Sarmage, stieg unter dem Halloh der Straßenjugend auf den Kutschbock und befahl dem Kutscher nach dem Palais zu fahren und obwohl man den Wea bis in die Kärntnerstraße in zehn

Minuten zurücklegte, so hinderte das Einige aus dem Mob nicht, dem Wagen bis vor das Palais in der Kärntnerstraße nachzulaufen und fortwährend „Vivat!“ zu brüllen.

Die Gräfin war nicht wenig überrascht, als ihr Henri den geretteten, als unschuldig erklärten Delinquenten mitbrachte und als sie in demselben jenen Mann erkannte, der nach ihres Gatten Tode Jahre lang wegen 50.000 Gulden mit ihr einen erfolglosen Proceß geführt hatte. Allein mit angeborner Noblesse that sie in diesem Augenblicke davon keine Erwähnung, sondern ließ den erschöpften Greis in das Zimmer ihres Portiers bringen, wohin auch Hopfgartner folgte, während die Dienerschaft die Weisung bekam, mit aller Aufmerksamkeit für den alten Herrn zu sorgen.

Henri Argout aber bekam im ersten Stocke ein elegant eingerichtetes Gemach und die sorgfältigste Bedienung, — wir kommen später darauf zurück.

Die Lärmschlager und Jubelrufer verbreiteten sich nach der unerwarteten Wendung, welche die Execution genommen, nach allen Richtungen und so wußte bald Stadt und Vorstadt, daß der alte Totzenauer nicht erschossen, sondern auf dem Richtplatz als unschuldig erkannt und freigelassen worden sei.

Diese Kunde, die wie ein Lauf-Feuer weiter

knatterte, gelangte endlich auch vor die Linien, nach Hernals in's „Häuserl am Rain.“ Dort war bislang eine Scene der Verzweiflung aufgeführt worden.

Frau Barbara Schindler weinte still, betete und rang von Zeit zu Zeit die Hände.

Herr Koloman Schindler ging herum, dumpf stöhnend wie ein wildes Thier, von Zeit zu Zeit mit der Faust sich vor den Kopf schlagend und sich alle möglichen, nur nicht schmeichelhaften Titulaturen ertheilend.

Hansl der Hausknecht versuchte zu arbeiten, aber seine Hände zitterten und er verschüttete den Wein, den er tragen sollte.

Mit einem Male reißt ein Nachbar die Thüre auf und schreit herein:

„Schindler! Euer Schwiegervater ist nicht erschossen, sondern pardonirt worden und in einem eleganten Wagen vom Richtplatz weggefahren, — die Leut' haben gejubelt, als ob er der Kaiser wär'.“

„Ist's auch gewiß wahr?“ fragten athemlos Wirthin, Wirth und Hausknecht.

„Ich schwör's bei meiner armen Seele!“ erwiderte der Nachbar, „hab's ja selbst gesehen und mitgeschrieen, aber jetzt muß ich heim, meiner Alten die ganze Affaire zu erzählen.“

Fort rannte er, — Frau Schindler aber sank vor dem Kruzifixe in der Ecke auf die Kniee, faltete die Hände und schickte unter heißen Thränen feurige Dankgebete zu dem Ewigen empor, der ihr den greisen Vater gerettet hatte.

Koloman Schindler aber nahm seinen Hausknecht auf die Seite, zog aus der Tasche einen langen Strick und denselben heimlich seinem Getreuen zeigend, sagte er:

„Schau, Hansl, mit diesem Strick hätt' ich mich auf dem Boden aufgehängt, wenn's den Alten wirklich erschossen hätten, weil ich's vor Seelen-Angst und Gewissensbissen auf der Welt nicht mehr ausgehalten hätt', und wie ich Dich kenn', hättest Du es gerade so gemacht wie ich."

„Kann schon sein!" erwiderte der Hansl.

### 9. Kapitel.

## Das Menschenherz in seiner Kraft.

Es war drei Tage nach den Ereignissen, die wir im letzten Kapitel erzählt haben. Henri Argout hatte sich in dieser Zeit von der ausgestandenen Angst und den erlittenen Strapatzen nicht nur vollständig erholt, — die Elasticität der Jugend widersteht ja allen Stürmen, — sondern er war in die

Lage gekommen, Besuche von Kameraden und von Organen der Militär-Behörde zu empfangen, die über das, was mit ihm vorgefallen, sich auf's Genaueste unterrichteten. Besonders der Auditor Clooter, der Mainzer, der sich mit dem Urtheil über Totzenauer compromittirt hatte, bot Alles auf, um seinen Mißgriff gut zu machen und da Argout seine Einmauerung selbst als einen Akt der Rache bezeichnet hat, so suchte Clooter darauf zu kommen, wer denn gegen den jungen Voltigeur Rachegedanken hegen konnte.

Die Folgen dieser Nachforschungen werden wir bald kennen lernen.

Der alte Totzenauer war in ein hitziges Fieber verfallen und konnte aus der Portiers-Wohnung des Hauses Unteil-Sarmage nicht hinweggebracht werden. Der wackere Wundarzt Hopfgartner wich Tag und Nacht nicht von seiner Seite, nur stellte er die Bedingung, daß zur Vermeidung von Aufregung die Tochter und der Schwiegersohn des Patienten nicht an das Krankenbett treten dürften, bevor er die Erlaubniß dazu geben würde. So kam es, daß Koloman Schindler und seine Frau keine Ahnung hatten, daß der Franzose, der all' das Unheil über die Bewohner des „Häuserls am Rain" heraufbeschworen, sich im Palais Unteil-Sarmage befand.

Es war — wie erwähnt, — am dritten Tage nach den von uns erzählten Begebenheiten, da trat Henri Argout blaß und aufgeregt in den kleinen, blauen Salon der Gräfin, wo sie gewöhnlich mit ihm conversirte.

„Was ist Ihnen, Herr Argout?“ fragte die Dame, die es bis jetzt noch nicht über's Herz gebracht hatte, dem jungen Manne zu entdecken, daß sie seine Mutter sei.

„Denken Sie sich, Frau Gräfin,“ antwortete der Voltigeur, „was mir soeben geschehen!“

„Nun?“

„Bei meinen verschiedenen Besuchen im Palais des Stadtcommandanten und Gouverneurs habe ich in Erfahrung gebracht, daß man Alles zu einem Donau-Uebergange vorbereitet und daß demnächst eine Haupt-Schlacht geliefert werden wird. Natürlich will ich dabei sein und meldete mich bei meinem Corps-Commandanten als genesen — —“

„Welche Unvorsichtigkeit! was fällt Ihnen ein?“

„Aber Oberst Ducombes gab mir zur Antwort, ich sei erst dann genesen und als aufnehmbar in die Truppe zu betrachten, wenn der kaiserliche Befehl zurückgenommen sein werde, nach welchem der Voltigeur Henri Argout vor der Hand im Marode-Status zu belassen und zu keiner kriegerischen Action

beizuziehen sei. Nun frage ich Sie, Madame, was kümmert sich der Kaiser um einen gewöhnlichen Troupier, um einen Voltigeur, welcher" —

„Vielleicht hat Jemand für Sie beim Kaiser intervenirt."

„Ich wüßte nicht wer."

„Ich zum Beispiele."

„Sie, Frau Gräfin?!"

„Ja, Henri, ich war bei Sr. Majestät dem Kaiser und habe es durchgesetzt, daß Sie sich als aus dem Verbande der Armee entlassen betrachten dürfen."

Da flog ein Schatten des Unmuthes über die bleiche Stirne des schönen jungen Mannes und mit schlecht verhehlter Bitterkeit sagte er:

„Was Sie da gethan haben, Madame, ist nicht gut. Sie halten mich ab, an der Seite meiner Kameraden für meinen Kaiser zu fechten und jenen Antheil an dem Ruhme einzuernten, den sich die glorreiche französische Armee auf dem Marchfelde holen wird. Ich darf nicht mit ihnen siegen, wenn's sein muß, mit ihnen sterben. Was werden meine Kameraden von mir denken? — O Frau Gräfin, — vom physischen Tode haben Sie mich gerettet, aber dem moralischen Tode preisgegeben. Ein Soldat, der am Tage der Schlacht bei seiner Fahne fehlt,

hat seine Ehre verloren, — wer die Ehre verloren hat, ist moralisch todt, und es bleibt mir, um dieser Schmach zu entgehen, nichts anderes übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen."

Im tiefsten Jammer sank der junge Mann händeringend auf einen Stuhl.

Auch die Gräfin war durch seine Vorwürfe in eine ganz außerordentliche Aufregung gerathen, ihr Blick fieberte, ihr Busen hob sich krampfhaft und ihre Stimme zitterte, als sie versetzte:

„Nun denn, Sie wollen wissen, Monsieur, warum ich das Alles gethan? Ich will's Ihnen sagen! Ich that es, weil ich den, welchen ich kaum gefunden, nicht wieder verlieren will, weil ich nicht will, daß der, welchen ich lebendig aus seinem Grabe beim „blauen Herrgott" hervorgezogen, in einem unbekannten Grabe auf dem Schlachtfeld vermodert, weil Gott nicht zweimal ein Wunder wirkt, und weil ich das Einzige, was ich auf der Welt noch habe, den Trost meines Alters, weil ich Dich — meinen Sohn — nicht verlieren kann und will."

Der junge Mann war aufgesprungen, todtenbleich, zitternd fragte er:

„Wie, Frau Gräfin — Sie — Sie wären?"

„Ja, Henri," rief sie, „ich bin Deine Mutter!"

Da sank er vor ihr auf die Kniee nieder und stammelte:

„Mutter! — Mutter! — Verzeihung!“

Sie aber umschlang seinen Nacken, zog ihn zu sich empor und rief schluchzend:

„An mein Herz, Henri! Hier ist Dein Platz.“

Wir versuchen es nicht, diese erschütternde Scene weiter auszumalen, gewisse Dinge lassen sich leichter denken und fühlen, als erzählen.

Als endlich Beide ruhiger geworden waren, begann die Gräfin, welche einsah, daß sie ihrem Sohne eine Erklärung des Gesagten schuldig sei, die Erzählung ihrer Liebschaft mit dem Schauspieler Théophile Argout. Wird es eine unserer Leserinnen der armen Mutter verargen, wenn sie in einem wesentlichen Punkte von der Wahrheit abwich und die Sache so darstellte, als ob sie als ledige Person die Liaison mit dem schönen Liebhaber der Comédie française angefangen und erst lange nach Henri's Geburt den Grafen Unteil-Sarmage geheiratet habe? Wer wird es der Mutter übel nehmen, die vor ihrem Kinde nicht gern als Schuldige dastehen will?

„Und nun verzeihe, Henri,“ schloß die Gräfin ihre Erzählung, „daß ich mich solange nicht um Dich gekümmert habe, — nur die Furcht, Deinem

Vater gegenüber als eine Zudringliche zu erscheinen, hielt bisher mich davon ab."

Henri aber erfaßte ihre Hände, bedeckte dieselben mit Küssen und sagte:

„Verzeihen Sie vielmehr, theure Mutter, all' den Kummer und all' die Sorge, die mein Vater und ich Ihnen durch so viele Jahre bereitet haben."

„Wir wollen Alles vergeben und vergessen und uns fortan nur lieben!" rief die Gräfin, in namenloser Mutterseligkeit das Antlitz ihres Einzigen mit Küssen bedeckend.

So folgten noch einige Male Momente der Aufwallung, der freudigsten Herzensergießung der überströmenden Zärtlichkeit; ach! wenn Mutter und Sohn nach so langer Zeit sich endlich wieder finden, dann ist's kein Wunder, wenn das Herz, das vor Seligkeit zerspringen möchte, nicht zur Ruhe gelangen kann.

Endlich aber war man doch so weit, daß Henri seiner Mutter auf ihr Verlangen eine ausführliche Erzählung zum Besten gab, wie man ihn bei dem Ueberfalle im Lichtenthale weggeschleppt und in einem Garten verborgen gehalten hatte, bis man ihn endlich in die unheimlichen Keller des „blauen Herrgott" brachte, um ihn einem qualvollen Tode preiszugeben. Er deutete auch darauf hin, daß er

die Männer, die nur einen Act der Rache an ihm geübt, wenigstens theilweise persönlich gekannt habe, wenn er auch um keinen Preis die Ursache ihrer Rache angegeben hätte, da er sonst ja auch seiner Mutter den namenlosen Frevel hätte gestehen müssen, den er an der Spitze seiner Kameraden im „Häuserl am Rain“ verübt hatte.

Und als er mit seinem Berichte zu Ende war, da erzählte daran anknüpfend die Gräfin Unteil-Sarmage, wie sie auf ihrer Reise nach St. Pölten, wo sie mit dem Sohne zusammen zu treffen hoffte, von Wegelagerern überfallen, nach einer Waldkapelle gebracht und dort hinter dem Altare eingeschlossen worden sei; wie aus ihrem Schlaf das Gebet eines Mädchens sie geweckt habe und sie durch das Gitter eine bildschöne Tirolerin erblickte, die zur Mutter-Gottes flehte, daß diese einen in den Kellern beim „blauen Herrgott“ eingemauerten Franzosen erretten möge, wie aber die Gräfin erst in St. Pölten auf den entsetzlichen Gedanken gekommen sei, daß der Eingemauerte ihr Sohn sein könnte und wie sie sofort die eilige Rückreise nach Wien angetreten habe, um noch zurecht zu kommen.

„Und Gott, der die guten Mütter belohnt,“ rief Henri mit Begeisterung, „hat es so gefügt, daß Du noch zur rechten Zeit gekommen bist.

Unbegreiflich aber bleibt mir das Erscheinen der Tirolerin."

„Mir ebenfalls."

„Bei der fürchterlichen Scene, als man mich einmauerte, war kein Frauenzimmer zugegen."

„Es schien, als ob sie keiner Menschen-Seele etwas von dem, was sie wußte, anvertrauen dürfe. Daß ich mich hinter dem Altar-Gitter befand, konnte sie ja nicht ahnen."

„Räthselhaft!"

„Das Ganze hat etwas Mystisches, Wunderbares."

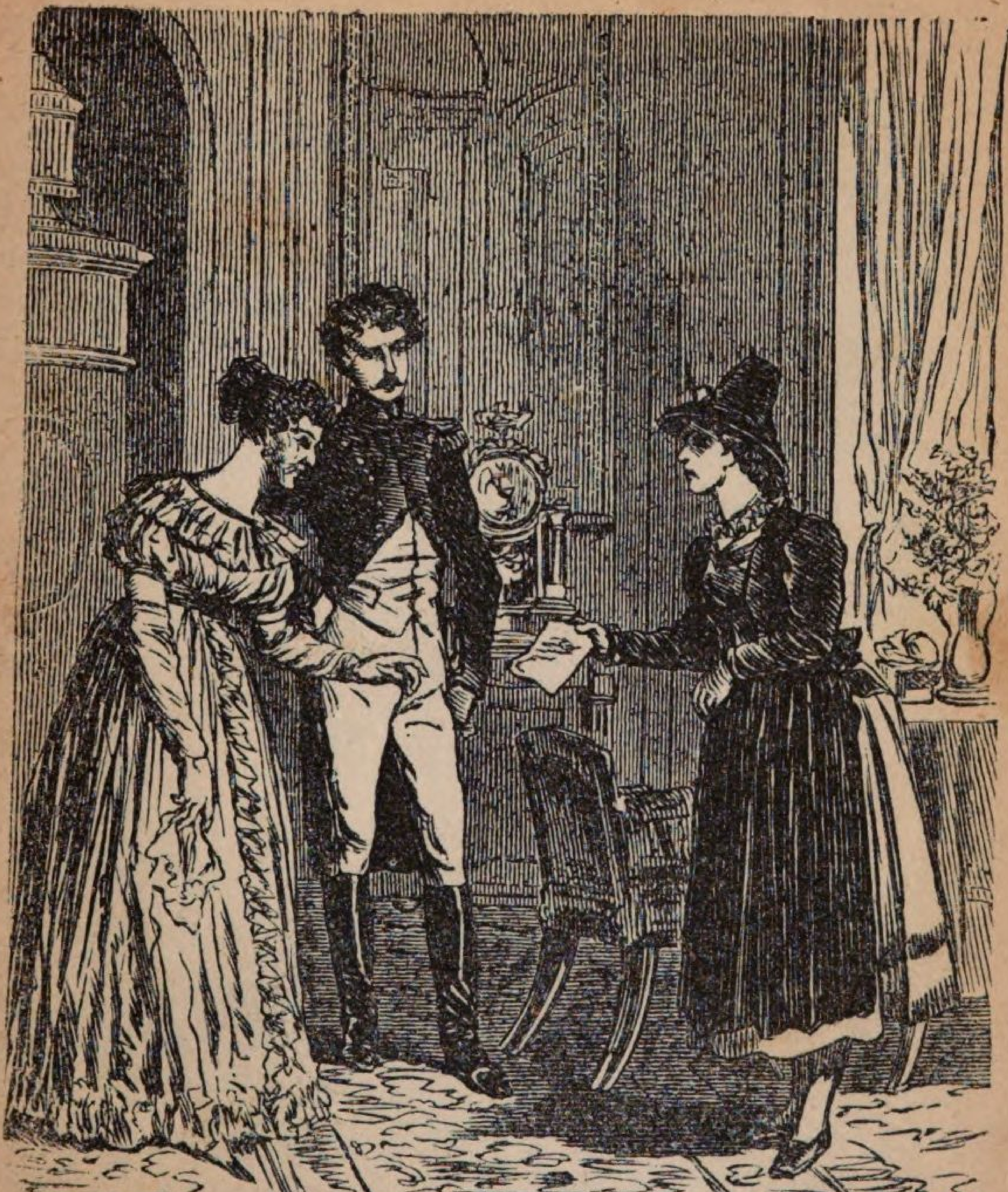
„Wäre ich abergläubisch, ich würde sie für einen Engel halten."

„Und ein Engel der Rettung war sie auch, — dabei auch schön wie ein Engel."

„Wäre sie aber ein menschliches Geschöpf, so wäre ich ihr, nach Dir, theure Mutter, die meiste Dankbarkeit auf Erden schuldig."

„Bis an's Ende Deines Lebens und weit mehr noch als mir, denn nimmer wäre ich ohne jene geheimnißvolle Botschaft auf den Gedanken gekommen, meinen Sohn in den unheimlichen Kellern des „blauen Herrgott" zu suchen."

„O, was gäbe ich, um diesen geheimnißvollen Engel kennen zu lernen!"



Zur Seite 511.

Da klopfte es an der Thüre.

„Herein!“ rief die Gräfin.

Es öffnete sich die Pforte und herein trat — Afra.

Die schöne Tirolerin hielt ein Blatt Papier in der Hand und zitterte am ganzen Leibe.

Gräfin Unteil-Sarmage stieß einen Schrei der freudigsten Ueberraschung aus, sie hatte das geheimnißvolle Mädchen aus der Waldkapelle erkannt.

Afra aber drängte den Schrei der Freude, des namenlosesten Entzückens in ihre hochwogende Brust zurück, denn der, welcher vor ihr stand, gerettet, schön, blühend, war der Mann ihrer geheimnißvollen und geheimen Liebe, der Eingemauerte vom „blauen Herrgott.“

Henri Argout, aus dem Aufschrei seiner Mutter den Zusammenhang errathend, verschlang mit Blicken der Bewunderung und Dankbarkeit die reizende Gestalt, das holdselige Antlitz der Tirolerin.

Die Gräfin fand zuerst das Wort wieder:

„Liebes Kind,“ sprach sie, „wer bist Du? woher kommst Du? was willst Du von uns? Sprich ohne Scheu, jeder Wunsch ist Dir in voraus gewährt.“

„Ich — ich,“ stammelte Afra, die noch nie in so vornehmer Gesellschaft gewesen war, „ich wollte, — ich hätte etwas — abzugeben, — hier — diesen Schein.“

„Bevor wir uns darauf einlassen, mein Kind," sprach die Dame, „laß' mich und meinen Sohn Dir danken, denn Dein Gebet in der Waldkapelle, das ich belauschte, hat mir enthüllt, welchem qualvollen Tode mein Sohn preisgegeben werden sollte, — ich kam — Gott sei Dank! — noch rechtzeitig, um ihn zu retten."

Und Henri ergriff ihre Hand, drückte sie zärtlich und sprach:

„Ich danke Dir, werde Dir ewig danken, Du schöner Engel, Du meine Retterin! — Du hast mich dem Leben und meiner Mutter wieder gegeben, — mein letzter Athemzug gehört Dir!"

Bis zum religiösen Wahnwitz aufgeregt durch all' diese Eindrücke rief Afra wie in Verzückung:

„Nicht ich — nein, nein! — nicht ich, — die Mutter Gottes Maria-Taferl hat ihn gerettet, — ihr, — ihr allein müssen wir danken. Sei gelobt, gebenedeit, allerseligste, allerreinste Jungfrau!"

Die Gräfin und ihr Sohn ließen das überquellende Dankgefühl der Tirolerin, die auf die Kniee niederfiel und die Hände zum Himmel erhob, sich ausströmen, dann aber, als sie ruhiger geworden, hoben sie die schwärmerische Jungfrau empor, führten sie zu einem Fauteuil, ließen sie niedersitzen und brachten sie endlich dahin, daß sie, — nachdem

das Geheimniß doch schon enthüllt war, — ausführlich erzählte, wie sie die Einmauerung belauscht hatte, dann aber entdeckt und zu dem fürchterlichen Eide gezwungen worden war; wie sie endlich im Vertrauen auf die Gottesmutter die Wallfahrt nach Maria-Taferl angetreten und jene Waldkapelle gefunden hatte, wo sie der Maria ihr Leid klagte.

„Und Dein Glaube hat Dir geholfen, wie es in der Schrift heißt!" rief die Gräfin, ihren Sohn an sich ziehend, „Du siehst den Sohn bei seiner Mutter, gerettet durch Dich, — wir werden Dir ewig dankbar sein, — ich werde für Dich sorgen, als ob Du meine Tochter wärest, Du darfst mein Haus nimmermehr verlassen."

Diese Worte versetzten Afra in Entzücken und Henri Argout nicht minder, wie wir zur Steuer der Wahrheit gestehen müssen.

„Aber nun sage mir, liebes Kind," fuhr die Gräfin fort, „welche seltsame Veranlassung brachte Dich dazu, mich in meinem Palais aufzusuchen?"

„Ach, mein Gott! darauf hätte ich bald vergessen," erwiderte die schöne Tirolerin, das Blatt Papier emporhebend, „und 's ist doch eine hochwichtige Veranlassung, die mir den Muth gab, in ein so nobles Haus zu kommen, wo ein armes Bauern-Dirndl, wie ich, gar nicht hingehört."

„Du könntest gar nirgends besser am Platze sein, als hier!“ meinte Henri.

„Erzähle, mein Kind,“ sprach die Dame, „Du siehst mich wirklich neugierig.“

Und nun erzählte Afra, wie sie von den „schwarzen Brüdern“ auf Befehl des Anführers derselben nach der Uhu-Hütte gebracht worden und dort von der halbblödsinnigen Frau Lenerl erfahren habe, wie diese als Todtenwäscherin in ein vornehmes Haus geholt, in einem einsamen Gemach ein Betbuch entwendet und in dieses einen Zettel gelegt habe, der für die Gräfin vielleicht von Wichtigkeit sein könnte, indem er ihren Namen enthalte, was ihr, der Tirolerin, auch die Möglichkeit gegeben habe, das Palais der gnädigen Frau Gräfin in Wien aufzufinden.

„Und hast Du diesen Zettel gebracht, mein Kind?“ fragte die Dame.

„Hier ist er,“ sprach Afra, denselben übergebend.

Die Gräfin warf einen Blick auf das vergilbte Papier, auf die verschossene Schrift und rief:

„Die Hand meines hochseligen Gatten!“

Dann las sie laut den uns wohlbekannten Inhalt des Zettels, den wir, um unsern Lesern das Nachschlagen zu ersparen, hier noch einmal anführen:

„Bestätige, unter heutigem Dato von Herrn Jakob Totzenauer, bürgerlichem Seifensieder, die Summe von 50.000 fl. baar erhalten zu haben, welche ich mich bis 1. des Monats Februarii rückzuzahlen hiermit verpflichte.

Wien, am 15. Jänner 1803.

Antoine Graf Unteil-Sarmage."

Voll Bestürzung ließ die Gräfin die Hand mit dem Blatte sinken.

„Mein Gott!" seufzte sie, „also doch wahr! Der alte Mann hat also nicht gelogen, — es ist derselbe, der erschossen werden sollte, — der Thorwartl vom „blauen Herrgott", — er führte seit Jahren einen Proceß gegen mich, weil er behauptet, er habe meinem hochseligen Gatten 50.000 fl. geliehen, die dieser nicht zurückgezahlt habe. Da er aber den Beweis nicht beibringen konnte, so verlor er den Proceß in allen Instanzen und verarmte dergestalt, daß er endlich als Pfründner im Armenhause lebte. Unsere Familie hat dem armen Manne viel Unrecht zugefügt, — um Deinetwillen, Henri, weil man ihn für Deinen Mörder hielt, wäre er beinahe erschossen worden, — durch meinen Gatten und mich ist er um Hab' und Gut gekommen, — Gott sei Dank! — ich bin in der Lage, ihn wenigstens für das letztere zu entschädigen, — kein

Flecken soll das Andenken meines hochseligen Herrn Gemals besudeln, bei Heller und Pfennig will ich die 50.000 fl. sammt Zinsen und Zinseszinsen an den alten Totzenauer zurückzahlen, die Devise: »Noblesse oblige«*) soll bei mir seine Geltung nicht verlieren."

„Meine wackere Mutter!" rief Henri hocherfreut.

„Du aber, mein Kind," fuhr die Gräfin fort, „ahnst es gar nicht, welchen neuen, hochwichtigen Dienst Du mir erwiesen hast. Sobald der alte Totzenauer genesen ist, will ich ihm die frohe Kunde mittheilen, daß er wieder ein vermöglicher Mann geworden, — und Du, die Du dabei das meiste Verdienst hast, sollst Zeuge meiner Freude sein; vor der Hand bleibst Du bei mir im Hause, vorausgesetzt, daß Du weder Bekannte noch Verwandte hast, zu denen Du zurückkehren mußt?"

„Ich habe hier in Wien keine bekannte Seele," erwiderte Afra, „mein Vater und meine Brüder fechten in Tirol unter dem Andrée Hofer gegen den Feind, — die alte Mahm Langhammer, der ich im Pfründnerhause die letzte Treue angethan, ist ge-

*) Adel legt die Verpflichtung auf, — nämlich: Edel zu handeln.

storben und begraben, ich habe Niemand hier und hätt' mir beim „Liedl" oder beim „Bock"*) in Mariahilf ein Zimmer nehmen müssen, um zu übernachten."

„Da sei Gott vor, mein Kind!" rief die Dame, welche recht gut sah, mit welch' glühenden Blicken ihr Sohn Afra betrachtete und die in der schönen Tirolerin einen sicheren Magnet gefunden zu haben glaubte, um Henri zu Hause festzuhalten, damit er sich nicht etwa gegen ihren Willen doch wieder in die Reihen seiner kämpfenden Kameraden stelle, „Du darfst mir nicht mehr fort. Du sollst bei mir gehalten sein, wie das Kind vom Hause, — Marion, meine Kammerjungfer, wird Dir ihr Zimmer abtreten, — neben meinem eigenen Schlafgemach, — Du sollst bei mir bleiben, Du liebes, schönes Dirndl Du, und sollst es auf der Welt noch nicht so gut gehabt haben, wie bei mir."

Dabei zog sie die schöne Tirolerin an sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

Afra aber ergriff beide Hände der Gräfin und bedeckte sie mit Küssen.

Henri Argout fühlte zum ersten Male, daß

---

*) Seit vielen Jahren bestehende Einkehrwirthshäuser jener Vorstadt.

es noch eine andere Liebe gebe, als die, welche sich nur im rohen Taumel der Sinne ausspricht; er dachte nicht mehr an Kampf und Schlacht, er träumte nur von Afra's seelenvollem himmelblauen Auge.

Und als die schöne Tirolerin in Marions bequem eingerichteter Stube in's Bett sank, da faltete sie wieder fromm die Hände und strömte im Gebete ihren glühenden Dank gegen die Mutter-Gottes Mariataferl aus, denn es kam ihr so vor, als beginne jener verhängnißvolle Traum bereits in Erfüllung zu gehen.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Der Auditor Clooter hatte wegen des begangenen Mißgriffes viel böse Stunden und manche scharfe Rüge zu erdulden. Das ärgerte den ehrgeizigen Mann, der sich auf seine Unfehlbarkeit als Jurist gewaltig viel einbildete, ganz außerordentlich und er war Tag und Nacht darauf bedacht, die Schlappe auszuwetzen und Jene oder Jenen aufzufinden, welche den aus dem Lichtenthale weggeschleppten Voltigeur in den Kellern des „blauen Herrgott“ eingemauert hatten.

Henri Argout hatte gesagt, daß er die Mörder kenne und daß diese an ihm einen Rache-Act aus-

geübt hätten. Daran klammerte sich nun der spitzfindige Jurist und suchte vor Allem herauszubringen, gegen wen denn der Voltigeur in Wien etwas begangen haben konnte, was dessen Rache herausforderte.

Er erkundigte sich unter der Hand mit Hilfe des Quartiermeisters der Voltigeurs in allen Häusern, wo Henri Argout im Quartier gelegen war, ob er irgend einen Verdruß mit dem Hausherrn oder den Hausleuten gehabt, irgend einen Exceß gemacht habe. Nirgends beschwerte man sich über den jungen Mann, nur im sogenannten Radlmayer-Hause in der Josefstadt, wo er ebenfalls einquartiert gewesen war, erzählte die Hausmeisterin, daß die Herren Franzosen eines Abends spät und stark angetrunken nach Hause gekommen seien, höchst aufgeregt gesprochen und gelacht und wiederholt das Wort „Ernalse“ (Hernals) genannt hätten, wo sie irgend einen Spaß gehabt haben mußten.

Der ehrgeizige Jurist ließ sich's nicht verdrießen, auch in Hernals heimliche Nachfrage zu halten und da erfuhr er denn das seltsame Abenteuer, das der Wirthin vom „Häuserl am Rain“ passirt war, allerdings konnten ihm die Leute nur sagen, daß man sich's so erzähle. Auditor Clooter warf sich in die Uniform, begab sich in das „Häuserl am Rain,“

wo Herr Koloman Schindler nicht wenig erschrak, sich aber bald wieder beruhigte, als der Deutsch-Franzose ihm freundlich eröffnete, er sei nur gekommen, um mit ihm wegen eines Excesses Rücksprache zu nehmen, den französische Soldaten in seinem Hause verübt haben sollten, ja, daß man sogar erzähle, sie hätten sich an der Frau Wirthin vergriffen; endlich fragte er, ob er die Schuldigen erkennen würde.

Allein Schindler war, wie wir wissen, ein hartköpfiger Retzer, der's faustdick hinter den Ohren hatte. Längst hatte er mit seiner Frau und seinem Hausknecht für einen solchen Fall ein System des Leugnens verabredet, das er nun mit großer Geschicklichkeit verwerthete.

„Wie soll ich die Leute erkennen," sagte er, „die ich ein einziges Mal in meinem Leben gesehen habe? Was für einer Truppengattung sie angehörten, weiß ich auch nicht zu sagen, sie waren halt blau wie alle Franzosen, haben hier über den Durst getrunken, dann zu stänkern angefangen, Geschirr und Krügel zerschlagen, — wie's beim Heurigen alle Augenblick vorkommt, aber auch Alles bei Pfennig und Heller gezahlt, was weit seltener geschieht. Gerauft und zerschlagen wird beim Heurigen immer was, das muß ein gescheidter Wirth so

mit in den Kauf nehmen. Daß sich aber die Franzosen an meiner Frau vergriffen hätten, ist erstunken und erlogen, — das haben uns blos schlechte Nachbarn aufgebracht, die uns darum neidig sind, daß wir gut miteinander leben und daß unser kleines Geschäft besser geht, als manches große. Nicht wahr, Hansel, der pure Brotneid ist's, der uns so was aufbringt."

„Kann schon sein," sagte der Hansel, der übrigens die Aussage seines Herrn in allen ihren Einzelnheiten bestätigte, mit einem gleichgiltigen Gesichte, das nichts zu wünschen übrig ließ.

Auch die Wirthin, die befragt wurde, äußerte ihre Entrüstung über die abscheulichen Lügen, die man in Betreff ihrer Person in Umlauf gebracht habe und meinte, in anderen, ruhigeren Zeiten würde sie Alles aufgeboten haben, um den Urheber einer so niederträchtigen Verleumdung zur Verantwortung zu ziehen.

Auf diese Art richtete Auditor Clooter in Hernals nichts aus, allein er erfuhr bei dieser Gelegenheit einen hochwichtigen Umstand, nämlich, daß der Thorwartl Totzenauer vom „blauen Herrgott" der Schwiegervater des Wirthes vom „Häuserl am Rain" sei, — mithin war es immer möglich, daß dieser Wirth, wenn anders die Geschichte von

der entehrten Wirthin keine Lüge war, den Rache-Act gegen den Voltigeur Argout ausgeübt hatte.

Wie man sieht, war der Jurist auf der richtigen Fährte.

Aber wie sollte er den Beweis herstellen?

Wenn es so war, wie er vermuthete, so mußten sich die beiden Männer tödtlich hassen, Schindler, weil ihm Argout die höchste Schmach angethan, Argout, weil Schindler ihm den grauenvollsten Tod zugedacht hatte.

Als scharfer Denker und tüchtiger Menschenkenner hielt er es für's Beste, die beiden Todfeinde einander gegenüber zu stellen, damit Wuth und Rachsucht sie zu einem Ausbruche der Gefühle hinreißen sollten, welcher die von ihm gewünschte Aufklärung gäbe. Der Plan des Mainzer Juristen war gut, er hatte bei seiner Rechnung nur einen Factor vergessen, — die Stärke des Menschen-Herzens.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Henri Argout saß am Tage nach der letzt erzählten Scene in dem prachtvollen Gemache, das ihm seine Mutter eingeräumt hatte, in Gedanken mit dem Bilde der schönen Afra beschäftigt, in welche der heißblütige Franzose bereits mit einer

Leidenschaft verliebt war, die sich nicht wiedergeben läßt.

Da meldete Thierry einen Kameraden von den Voltigeurs.

„Er sei mir willkommen!“ rief Henri aufspringend und auf die Thüre zueilend.

Aber rasch trat er einen Schritt zurück, denn der Eintretende war Amadée Leclerc.

„Sie hier?“ fragte der Sohn der Gräfin Unteil-Sarmage überrascht.

„Das wundert Sie wohl, Herr Argout,“ versetzte der ernste junge Mann, „allein ich bin in allen Dingen pünktlich, so auch in Bezahlung meiner Schulden und soviel ich weiß, bin ich mit einer Ehrenschuld bei Ihnen im Rückstande.“

„So ist es,“ bestätigte Henri düster, „wann und wie werden wir sie ausgleichen?“

„Wie Sie wissen,“ fuhr Leclerc fort, „haben wir dem alten Sergeant Lajolais das Wort gegeben, unseren Streit nicht anders auszukämpfen, als gegen die Oesterreicher, indem wir auf einem der gefährlichsten Punkte, bei einem Sturme etwa, vorausgehen, nebeneinander, — wetteifernd an Muth und Tapferkeit.“

„So war es ausgemacht,“ sagte Argout immer kleinlauter.

„Morgen, längstens übermorgen wird's zu einer Hauptschlacht kommen," fuhr der Sohn des Girondisten fort.

„Und ich darf nicht dabei sein!" rief Henri in Verzweiflung.

„Ich weiß es, aber eben, da wir unser Duell nicht gegenüber den Oesterreichern ausfechten können, müssen wir doch eine andere Form finden, um unseren Ehrenhandel zu schlichten."

„Es gibt nur eine!"

„Welche?"

„Sie müßten wegen der Beschimpfung, die Sie mir angethan, mich um Vergebung bitten."

Amadée Leclerc lächelte.

„Davon kann nicht die Rede sein," sagte er, „ich weiß, was in Hernals vorgefallen und kann den Schimpf, den ich gegen Sie gebraucht, nicht zurücknehmen, Sie müßten denn eine That verüben, so hochherzig, so edel, daß sie im Stande wäre, die Schmach zu tilgen, die Sie sich selbst, unserem Corps und dem französischen Soldaten-Rock überhaupt zugefügt haben."

„Mein Herr!" rief Argout, vor Zorn erbleichend.

„Lassen Sie uns im Hause Ihrer Mutter keine Scene, keinen Streit herbeiführen," fiel ihm der ernste junge Mann in's Wort, „die arme Frau

soll nicht wissen, was zwischen uns vorgeht. Falle ich in der Schlacht, so sterbe ich mit dem Bewußtsein, daß Sie das verdient haben, was ich Ihnen angethan. Komme ich aber zurück, so werden wir unsere Affaire unter vier Augen ausmachen.“

„Möge das Verhängniß es so fügen, daß die Kugeln der Oesterreicher Sie verschonen“ —

„Wir könnten ja auch vor der Schlacht“ —

Henri konnte seinen Gedanken nicht aussprechen, denn die Thüre öffnete sich und seine Mutter trat in's Zimmer.

„Du bist nicht allein?“ fragte sie.

„Ein Kamerad von mir,“ erklärte Henri, den Voltigeur vorstellend, „Herr Amadée Leclerc.“

Mit edlem Anstande verneigte sich der junge Soldat.

„Sehr angenehm,“ sagte die Gräfin, „und da ich voraussetze, daß Sie uns noch länger das Vergnügen schenken werden, so muß ich Sie bitten, mit mir in den Salon zu kommen, — Sie sollen Zeuge eines nicht uninteressanten Schauspieles sein, — wir haben nämlich noch den alten Mann im Hause, der als vermeintlicher Mörder meines Sohnes erschossen werden sollte und der wieder soweit genesen ist, daß ich ihn in meinem Salon empfangen kann.“

„Gewiß ist solch eine Scene interessant, und ich mache von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch, Frau Gräfin“, erwiderte der Sohn des Girondisten der liebenswürdigen Dame, welche in dem fremden Soldaten natürlich nur einen Freund und Kameraden ihres Sohnes sah und diesem zu Liebe dem Andern jede Freundlichkeit zu erweisen trachtete.

Man begab sich in den nahen Salon, wo man Thierry und Afra fand; die Blicke, welche Henri und die schöne Tirolerin wechselten, bewiesen, welch' inniges Verständniß bereits zwischen den jungen Leuten existirte.

Die Gräfin nahm Platz und ließ Afra neben sich sitzen, die beiden jungen Männer blieben stehen, während die Frau vom Hause ihrem getreuen Thierry befahl, den alten Totzenauer zu holen.

Wenige Augenblicke darauf trat der Greis, geführt vom Wundarzte Hopfgartner, in den Salon.

Der ehemalige Thorwartl vom „blauen Herrgott“ sah wohl noch blaß und angegriffen aus, allein er hatte sich doch wieder soweit erholt, daß er auf die Gräfin zugehen konnte, zu der er mit bewegter Stimme sprach:

„Erlauben Sie, Frau Gräfin, einem alten Manne für All das Gute zu danken, was Sie ihm

erwiesen und um so größer muß meine Dankbarkeit sein, weil Sie in Ihrem Edelmuthe sich nicht daran erinnerten, daß der, dem Sie soviel Gutes erwiesen, sich unterstanden hatte, Jahre lang gegen Ew. gräflichen Gnaden Proceß zu führen und" — —

„Mein lieber Herr Totzenauer," fiel ihm die Gräfin in's Wort, „reden wir jetzt nicht von der Vergangenheit; — was geschehen, ist einmal geschehen und läßt sich nicht mehr ändern. Wir wollen uns mit der Gegenwart befassen, — Henri, gib dem Herrn Totzenauer einen Stuhl" —

„Diese Ehre, Frau Gräfin" —

„Setze sich der Herr nur zu mir, wir haben Wichtiges miteinander zu besprechen. Herr Hopfgartner, ist's nicht gefällig Platz zu nehmen?"

Der Wundarzt setzte sich mit einer Verbeugung.

„Vor Allem, Herr Totzenauer," fuhr die Gräfin fort, „muß ich Sie fragen, ob Sie dieses Mädchen kennen?"

Und sie nahm die schöne Tirolerin bei der Hand.

„Ich sollte wohl meinen," erwiderte der Greis, „wenn ich nicht irre, ist das die Aferl, die Mahm der alten Langhammerin, die vor 14 Tagen bei uns — ich meine „beim blauen Herrgott," verstarb."

„Ja, Herr Totzenauer, ich bin dieselbe, bestätigte Afra.

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

„Schau! schau, Tiroler Dirndl," sagte er, „ich habe in den letzten Tagen viel Wunderbares erlebt, — aber das Wunderbarste, möcht' ich glauben wär' doch das, daß ich Dich, du armes Waiserl hier im Palais der gnädigen Frau Gräfin finde, nicht als einen unterthänigen Dienstboten, sondern an Dero Seite" —

„Wundert das den Herrn?" unterbrach ihn lächelnd die Gräfin, „nun der Herr wird sich gleich nicht mehr wundern, wenn er hört, was ich diesem Mädchen verdanke. Sie allein ist Schuld, daß ich meinen Sohn wieder gefunden habe, hier meinen armen Henri, denböswillige Frevler in den Kellern des „blauen Herrgott" lebendig eingemauert hatten."

„Jesus Maria!" seufzte der alte Mann, der jetzt zum ersten Male erfuhr, in welchen Beziehungen der junge Soldat zu seinem Schwiegersohne, zu seiner Tochter und auch zu ihm stand, der ja doch auch in das Rache-Complot verwickelt gewesen, wenn er auch nicht gedacht hatte, daß man eine so grausame Todesart wählen würde.

Die Gräfin, welche den Stoßseufzer Totzenauer's

nur für eine natürliche Regung des Mitleides hielt fuhr fort:

„Jene Elenden wird die verdiente Strafe ereilen! Diesem Mädchen aber, dessen rechtzeitiger Warnung ich es danke, daß ich meinen Sohn noch lebendig aus seinem Grabe hervorziehen konnte bleibe ich zu ewigem Danke verpflichtet. Allein auch Sie, Herr Totzenauer, haben Grund zur Dankbarkeit gegen dieselbe, denn die wackere Afra, welche sich Gott auserkoren hat, um durch sie Wunder zu wirken, hat auch ein Document aufgefunden, welches den Herrn aus einem armen Pfründner zu einem reichen Mann machen wird.“

„Wie meinen Ew. gräfliche Gnaden das?“ fragte Totzenauer im höchsten Erstaunen.

„Lese der Herr diese Schrift,“ sprach die Gräfin Unteil-Sarmage, indem sie dem Greise jenes vergilbte Blatt reichte, welches Afra in der Uhu-Hütte aus dem Gebetbuche der alten Lenerl genommen hatte.

Der alte Mann setzte mit zitternder Hand seine Brille auf die Nase, überflog die verblaßten Zeilen und stammelte in freudiger Bestürzung:

„Herrgott im Himmel! — das — das — das ist ja“ —

„Die Bestätigung, von meines hochseligen Eheherrn eigener Hand geschrieben," ergänzte die Gräfin seine Worte, „daß der Herr Totzenauer die strikte Wahrheit gesprochen, als er behauptete, meinem hochseligen Herrn 50.000 Gulden vorgestreckt zu haben. Der Herr Totzenauer war also ganz im Rechte, als er gegen uns processirte, und wenn auch der Verlust dieses Documentes, dessen Vorhandensein sich nicht nachweisen ließ, den Proceß gegen Ihn entschied, so bin ich es doch dem Andenken meines hochseligen Herrn und meiner eigenen Ehre schuldig, den Irrthum wieder gut zu machen, habe auch meinen Notar Dr. Nagel bereits davon verständigt, daß binnen drei, vier Wochen zwanzigtausend Gulden liquid gemacht werden, die der Herr Totzenauer als ein Acompte seiner Forderung erhalten soll und hoffe, binnen zwei, drei Monaten die ganze Summe sammt Zinsen und Zinseszinsen dem Herrn Totzenauer vollständig übergeben zu können."

„O Du mein grundgütiger Heiland!" rief der alte Mann mit Thränen der Freude und der Rührung in den Augen, „das ist ja zu viel, — viel zu viel! — womit habe ich denn das verdient!"

„Lebten wir in ruhigen Zeiten," fuhr die Gräfin fort, die das Bedürfniß fühlte, sich zu entschuldigen,

„so hätte ich dem Herrn die ganze Summe auf der Stelle auszahlen lassen, aber wer hat denn bei diesen Kriegsnöthen gleich 50 bis 70.000 Gulden in der Casse, denn so hoch wird sich die Summe sammt den Zinsen wohl belaufen. Der Herr muß sich also schon ein paar Monate gedulden."

„Ew. gräflichen Gnaden beschämen mich auf's Tiefste," sagte Totzenauer, indem er die Hand der Gräfin ergriff und sie mit ehrerbietiger Dankbarkeit küßte, „wie soll ich soviel Güte erwidern? Seit Jahren bin ich gewohnt, arm und dürftig zu leben, — ich kann's noch länger, — nur meinen Kindern zu Liebe nehme ich das Geld an, aber ich bitte inständig, Ew. gräflichen Gnaden wollen es behalten, so lange es Denselben beliebt, und ganz nach Dero Bequemlichkeit die Zahlungs-Modalitäten einleiten" —

„Ueberlasse der Herr das mir, ich werd's schon ordnen," fiel ihm die Gräfin gutmüthig in's Wort, indem sie ihm auf die Achsel klopfte, „der Herr wird mit mir zufrieden sein."

Noch einmal küßte der alte Mann die noch immer schöne Hand der wack'ren Gräfin und in den Mienen aller Anwesenden las die Dame die Freude und Zustimmung über ihr loyales, hochherziges Verhalten.

In diesem Augenblicke trat eine neue Person in den Salon.

Es war der Auditor Clooter.

Man darf sich nicht wundern, den Mainzer Juristen hier zu sehen; er war wiederholt in's Palais der Gräfin Unteil-Sarmage gekommen, um mit Henri Argout Protokoll über seine Wegschleppung aus dem Lichtenthal und seine Einmauerung im Keller des „blauen Herrgott" aufzunehmen. Die Gräfin war viel zu viel Weib, um nicht von ganzem Herzen zu wünschen, daß die Elenden, welche gegen ihren Henri so Entsetzliches unternommen hatten, entdeckt und verdientermaßen gestraft würden, deshalb empfing und behandelte sie den eifrigen Auditor mit solcher Zuvorkommenheit, daß dieser sich wie einen Freund des Hauses betrachten durfte, der zu jeder Zeit im Palais Unteil-Sarmage Zutritt hatte.

Allerdings hätte Henri am leichtesten die Entdeckung der Uebelthäter herbeiführen können, da er ja wußte, wer der Anführer und Anstifter derjenigen war, die ihn eingemauert hatten. Allein wenn er als diesen seinen Todfeind, den Wirth vom „Häuserl am Rain" bezeichnete, dann würde dieser, daran war nicht zu zweifeln, bevor er erschossen wurde, auch ohne Zweifel die Ursache an-

gegeben haben, die ihn zu der gräßlichen Unthat verleitete, und Henri, der an der Spitze seiner von ihm verführten Kameraden jenes Attentat im Wirthshause zu Hernals verübt hatte, mußte die ganze Schmach dieses Frevels tragen.

Daher verschwieg er hartnäckig, daß er den Rädelsführer kenne und gab nur zu Protokoll, daß er den Mann, welcher die Einmauerung anbefohlen und geleitet hatte, wieder erkennen würde, wenn ihm derselbe zu Gesicht käme.

Auf diese Aeußerung hatte Auditor Clooter seinen Plan gebaut.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich störe, Frau Gräfin," sagte er, als er in den Salon trat, „und außerdem muß ich Vergebung für meine Kühnheit erflehen, da ich mir, im Vertrauen auf Ihre Güte eine Eigenmächtigkeit erlaubt habe —"

„Dieselbe ist im vorhinein entschuldigt," sprach die Gräfin, „darf man fragen, worin sie besteht?"

„Sie entspringt aus einem sehr plausiblen Motive," plauderte der Mainzer, der hinter dem Wortschwalle seine Aufregung zu verbergen suchte, „ich fühle nämlich das Bedürfniß, meine Bêtise, die ich gegen den würdigen Herrn Totzenauer beging, indem ich ihn unschuldiger Weise zum Tode verurtheilte, auf jede mögliche Weise gut zu machen

und Alles Mögliche zu thun, was dem wack'ren alten Herrn eine Freude bereiten könnte. Da mir nun Doctor Hopfgartner gestern sagte, Herr Totzenauer sei so weit wieder genesen, daß er eine freudige Ueberraschung ertragen könne, so nahm ich mir einen Fiaker, fuhr vor die Linie und holte seine Tochter und seinen Schwiegersohn. Unten im Portiers-Zimmer erfuhren wir, Herr Totzenauer sei zur Frau Gräfin berufen worden, und so erlaubte ich mir, die beiden Leute mit heraufzunehmen, da sie vor Verlangen brennen, ihren Vater wieder zu sehen und zugleich der Frau Gräfin für all' das, was Dieselben an dem Herrn Totzenauer gethan, dankbarst die Hand zu küssen. Darf ich die Leute hereinlassen?"

„Nun, natürlich, Herr Auditor," antwortete die Gräfin, „es interessirt mich sogar, sie zu sehen."

Clooter eilte zur Thüre und rief hinaus:

„Nur herein, — die Frau Gräfin wünscht Sie kennen zu lernen."

Im nächsten Augenblicke trat Koloman Schindler mit der Verlegenheit eines Menschen ein, der sich nie in vornehmer Gesellschaft bewegt hat; seine Gattin befand sich an seiner Seite.

Es ist unmöglich, den Schreck, die Ueberraschung, die Bestürzung zu schildern, die sich der

Hauptpersonen unserer Erzählung bei diesem vom Auditor herbeigeführten, aber von ihnen nicht vermutheten Zusammentreffen bemächtigte.

Koloman Schindler, der den Schänder der Ehre seines Hauses längst im Keller des „blauen Herrgott“ verschmachtet wähnt, erblickt seinen Todfeind frisch und gesund vor sich, in Gegenwart des Auditors, der ihn jedenfalls nur hierhergelockt, um das Verbrechen, das er begangen, zu constatiren.

Frau Barbara Schindler sieht sich dem Manne gegenüber, der an all' dem Unglücke Schuld, das über ihr Haus hereingebrochen; sie fürchtet neues Unheil.

Der alte Totzenauer, welcher erst vor wenig Minuten die Wahrheit über das gräßliche Attentat erfahren, das sein Schwiegersohn an dem Franzosen verübt hatte, meinte nichts and'res, als Henri Argout werde sofort Schindler als den Rädelsführer bezeichnen, — seine Mitschuld mußte dann ebenfalls an den Tag kommen, er hielt sich und seinen Schwiegersohn für verloren.

Der leichenblasse Voltigeur dagegen stand der Frau gegenüber, an der er sich so schwer vergangen. Wenn sie vor seiner Mutter, vor Afra seinen Frevel enthüllte, dann war er in den Augen Beider

entehrt für immer; auch konnte er sich eines leichten Schauders nicht erwehren, wenn er dem Mann in's Auge schaute, der sich und seine Ehre so fürchterlich an ihm gerächt hatte.

Endlich sah Afra mit namenlosem Entsetzen den Mann vor sich, der die Einmauerung Henri's anbefohlen und geleitet, dann aber ihr den gräßlichen Schwur vorgesagt hatte, durch den sie ewiges Stillschweigen gelobte.

Die andern Personen im Salon hatten natürlich keine Ahnung von dem, was im Innern eines jeden Einzelnen vorging.

Nur der Auditor beobachtete Alle mit aufmerksamen Augen.

Auch Amadée Leclerc stutzte über die Verstörtheit, mit welcher die Hauptpersonen dieser Scene sich gegenseitig betrachteten, wie über die Bläſſe, welche ihre Gesichter überzog.

Die Gräfin und der Wundarzt allein schienen nichts zu bemerken.

Endlich unterbrach die Gräfin, welche Schindlers Schweigen auf Rechnung seiner Verlegenheit schrieb, die Stille, trat auf diesen zu und sagte:

„Nun, mein Lieber, — der Herr scheint sich vor mir zu scheuen, — das ist gar nicht nothwendig, — ich bin nicht ein Bischen zu fürchten, — rede

der Herr von der Leber weg, wie Ihm der Schnabel gewachsen ist."

Die Dame wollte durch solche volksthümliche Reden dem Manne Muth machen.

„Ich bin — ich habe — ich wollte" — würgte der Wirth vom „Häuserl am Rain" heraus, — „ich thät gern — der gnädigen Frau — der Frau Gräfin will ich sagen, — meinen Dank, — weil mein Schwiegervater" —

Mehr als diese abgerissenen Worte brachte er nicht heraus.

„Na, laß' es der Herr nur gut sein," meinte die Gräfin, „ich weiß ja, was Er sagen will."

Dann wendete sie sich an Frau Barbara Schindler und sprach leutselig und freundlich:

„Sie sind also die Tochter des Herrn Totzenauer? Arme Frau, wie sehr müssen Sie gelitten haben, als Ihr Vater zum Tode verurtheilt wurde."

„Ach ja, Frau Gräfin," erwiderte die Wirthin, welche durch die leutselige Ansprache der Dame Muth bekam, „und ebenso groß, wie unser Kummer damals, ist jetzt unsere Dankbarkeit gegen Ew. gräflichen Gnaden und wenn wir nicht die rechten Worte finden, — so bitten wir, uns zu verzeihen, — wir sind schlichte einfache Leute, — ich weiß schon sonst

besser zu reden, aber es ist mir halt — etwas über die Leber gelaufen."

Sie hielt inne, als ob sie zuviel gesagt hätte, während ihr furchtsamer Blick auf Henri fiel.

Abermals entstand eine Pause; endlich nahm Auditor Clooter das Wort und sagte:

„Ich staune über diese gegenseitige Verlegenheit, da ich doch meine, die Herren kennen sich gegenseitig, — ich meine Sie, Herr Argout und Sie, Herr Schindler."

Das war der entscheidende Augenblick, — scharfen Blickes beobachtete der Auditor beide.

Wenn bei Argout das Rachegefühl die Oberhand gewann, dann war Schindler verloren; allein er sah nur auf die junge Frau an der Seite des Wirthes, der er, nachdem er ihr die Ehre geraubt, nun auch den Gatten rauben sollte, und er entschloß sich zu schweigen.

„Nun, Herr Argout, Sie antworten nicht?" fragte der Auditor.

„Weil ich über Ihre Worte erst nachdenken mußte," antwortete der Voltigeur mit mühsam errungener Fassung, „es wäre ja doch möglich, daß ich den Mann irgendwo einmal gesehen hätte. Allein so sehr ich mich zu besinnen suche, so finde ich doch nichts. Ich kenne den Mann nicht, habe ihn nie gesehen."

Der Auditor biß sich in die Lippen.

Am meisten erstaunt war Afra, da sie ganz und gar nicht begreifen konnte, warum Henri seinen Todfeind verleugnete.

Auditor Clooter wendete sich an den Wirth vom „Häuserl am Rain“ und sagte:

„Nun, Herr Schindler und Sie? — Kennen Sie diesen Herrn auch nicht?“

„Nein,“ entgegnete Schindler, das Wort mühsam herauspressend.

Frau Schindler zitterte am ganzen Leibe, sie hatte erwartet, ihr Mann werde mit der fürchterlichen Anklage gegen den Franzosen auftreten. Jetzt athmete sie wieder auf.

„Sie haben ihn nie gesehen?“ fuhr der Auditor fort.

„Nie,“ keuchte Schindler.

„Ich meinte,“ fuhr Clooter anscheinend im gleichgiltigsten Tone von der Welt fort, „Herr Argout sei vielleicht unter jenen Soldaten gewesen, die sich in Ihrem Wirthshause einen kleinen Spaß erlaubten.“

„Nein, nein, — er war nicht dabei,“ murmelte der geistig Gefolterte.

„Und deshalb glaubte ich,“ fuhr der erbarmungslose Jurist fort, „daß die Herren noch gegenseitig eine kleine Rancune gegeneinander hegten.“

„Nicht die mindeste von der Welt,“ betheuerte Argout.

„Gewiß nicht, ganz und gar nicht,“ murmelte der Wirth.

„Nun dann beweisen Sie mir's,“ rief Clooter mit einem Anfluge von gut gespielter Bonhommie, „indem Sie sich gegenseitig die Hände reichen und sich dieselben wie alte Freunde schütteln.“

Das war wirklich die fürchterlichste Probe. Die Männer, deren Einer der Frau des Andern Gewalt angethan, der Andere den Beleidiger dafür lebendig einmauern ließ, sollten sich die Hände reichen.

Frau Schindler und Afra waren leichenblaß, — der alte Totzenauer einer Ohnmacht nahe.

„Nun, meine Herren, wird's?“ rief der Erfinder dieser moralischen Folter, „es ist nicht schön von Ihnen, daß Sie mir meine Bitte nicht gewähren? Ich möchte wissen, warum sich zwei wildfremde Menschen, die sich in ihrem ganzen Leben nicht gesehen, nicht die Hände schütteln sollen? En avant messieurs! vorwärts, meine Herren!“

Argout sah ein, daß er, um consequent zu bleiben, auch das noch durchmachen mußte.

Zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen sah Afra, wie der Mann ihrer Liebe auf denjenigen zutrat, der ihm den qualvollsten, fürchterlichsten Tod

zugedacht hatte, und ihm die Hand entgegenhielt.

Und zu ihrer noch größeren Verwunderung sah Frau Barbara Schindler, wie ihr Gatte, dessen Todfeindschaft und Rachsucht gegen den Franzosen sie doch kannte, seine Hand in die des Mannes legte, der ihm die größte Schmach angethan, die einem Manne von Ehre widerfahren kann.

Und die beiden Todfeinde schüttelten sich die Hände, wie es Clooter verlangt hatte, — wie sie aber dabei zitterten und was in ihren Herzen vorging, das weiß nur der, vor dem das Menschenherz daliegt, wie ein offenes Buch.

Die beiden jungen Frauen waren sprachlos vor Erstaunen.

Der Auditor zuckte die Achseln, er gab den Kampf auf.

„Ich fühle mich sehr ermüdet und unwohl," sprach der alte Totzenauer, den diese Scene im höchsten Grade angegriffen hatte, „und wenn's die gnädige Frau Gräfin erlauben würde, möchte ich mich wohl wieder in meine Stube zurückziehen."

„Thue sich der Herr durchaus keinen Zwang an," erwiderte die Dame, „der Herr ist Reconvalescent und wir haben auf Ihn Rücksicht zu nehmen, nicht der Herr auf uns."

„Und wir begleiten den Herrn Vater," rief Frau Schindler, „wenn die gnädige Gräfin nichts dagegen hat."

„Nur zu, nur zu!" rief die vornehme Dame, welche fühlte, daß ihr Salon schon zu lange eine so plebejische Gesellschaft beherbergt hatte.

Noch einen Blick wechselten Argout und der Wirth vom „Häuserl am Rain", dann zog sich dieser mit seinem Schwiegervater, seiner Frau und dem Doctor Hopfgartner zurück.

Auch Auditor Clooter empfahl sich.

Die Gräfin verließ mit Afra den Salon.

Henri Argout begab sich nach seinem Zimmer, wohin ihm Amadée Leclerc folgte.

Die beiden jungen Feinde waren wieder allein, Henri hatte keine Ahnung, was seinen Gegner bewegen konnte, noch einmal mit ihm zusammen zu bleiben, allein andererseits konnte er als Sohn vom Hause, ohne unartig zu sein, den Voltigeur doch nicht auffordern, das Palais zu verlassen.

Er wartete also mit einiger Neugierde, was Leclerc nun beginnen würde.

Nach einer kleinen Pause sprach dieser leise und bewegt:

„Herr Argout!"

„Herr Leclerc?" fragte dieser.

„Ich weiß nicht, wie ich die Worte finden soll, um das auszudrücken, was in mir vorgeht,“ begann der Sohn des Girondisten, der sich mit jedem Satze mehr in die Wärme hineinredete, „wir haben beide nebeneinander so tapfer gekämpft, daß es nur die leidige Eifersüchtelei und Händelsucht der Jugend ist, wenn wir mit den Waffen in der Hand uns erst beweisen sollen, daß wir keine Feiglinge sind.“

„Nun, das meine ich wohl auch,“ schaltete Henri ein, der nicht wußte, wo Amadée Leclerc hinaus wollte.

„Ich habe diese Einleitung nur vorausgeschickt,“ fuhr der Voltigeur fort, „um den Verdacht abzuwälzen, daß Bedenklichkeit oder gar Furcht mich zu dem Schritte veranlaßt habe, den ich jetzt thue. Vor einer halben Stunde gab ich hier die Erklärung ab, daß ich jeden Groll für getilgt halte, den Schimpf, den ich gegen Sie ausstieß, zurücknehme und abbittend Ihnen die Hand zur Versöhnung reiche, wenn Sie durch eine edle hochherzige That die Uebereilung gut machen, die Sie in der Trunkenheit zu Hernals begangen. Nun denn, Herr Argout, ich bin geschlagen, besiegt. War ich doch soeben Zeuge einer Scene, in der Sie einen Edelmuth, eine Aufopferung und eine Resignation bewiesen haben, deren nur ein großes, starkes, edles Herz fähig ist.

Glauben Sie, ich habe es aus den bleichen, verstörten Zügen des Wirthes Schindler nicht erkannt, daß er derjenige sei, der aus Rache Ihnen den fürchterlichen Tod in dem Keller des „blauen Herrgott“ zugedacht hatte? Es wäre so natürlich, so menschlich gewesen, den Elenden dem Gerichte, dem Henker zu übergeben. Das wollte auch Auditor Clooter, denn ich sah es, wie er auf das Wort der Bestätigung aus Ihrem Munde lauerte. Daß Sie dieses Wort nicht sprachen, daß Sie, um der armen, jungen Frau den Gatten nicht zu rauben, vorgaben, denselben gar nicht zu kennen, daß Sie den Muth hatten, Ihrem Todfeinde, Ihrem Mörder die Hand wie einem Freunde zu reichen, hat mich mit der höchsten Bewunderung erfüllt. Ich sagte mir, der Mann, der das im Stande, hat mehr Muth als ich, ich habe arg gefehlt, ihn einen Feigling zu nennen, ich sehe meinen Fehler ein, — Henri, Waffengefährte, treuer Kamerad in so mancher Schlacht, verzeihe mir, der ich Dich um Vergebung bitte, und sei wieder mein Freund!“

„Amadée!“ rief der Sohn der Gräfin, bis zu Thränen gerührt.

Dieser streckte ihm die Hand entgegen, Argont ergriff dieselbe.

Im nächsten Augenblicke lagen sich die beiden Feinde versöhnt an der Brust.

Wenn es, wie der Dichter sagt, der Fluch der bösen That ist, daß sie fortzeugend Böses muß gebären, so kann man wohl auch der guten That es nachrühmen, daß sie fortbildend das Gute nach sich zieht, fördert, vergrößert und vollendet.

Hand in Hand saßen die beiden Freunde auf dem Divan und Henri, der seinem Freunde Alles erzählte, was er durch Schindler erduldet, seitdem ihn dieser aus dem Lichtenthale weggeschleppt hatte, schloß mit den Worten:

„Es ist wahr, der Mann hat mir Entsetzliches angethan, allein ich fühle es jetzt erst, was auch er durch meine Unthat gelitten haben muß, ich finde jetzt seinen Rachedurst ganz berechtigt, — ich glaube, ich wäre derselben Grausamkeit, desselben Blutdurstes fähig, wenn mir Jemand das Mädchen, das ich liebe, mit Gewalt rauben wollte.“

„Das ist wohl die schöne Tirolerin?“

„Wie Du es sagst, — ich liebe Afra.“

„Und liebt sie Dich wieder?“

„Ich wage es zu hoffen, allein ich weiß es nicht.“

„Ah pah! — ein französischer Soldat, obendrein ein Voltigeur von der Garde, sollte nicht dazu

kommen, einem hübschen Mädchen seine Liebe zu erklären?“

„Vielleicht beweist Dir gerade der Umstand, weil ich nicht den Muth dazu finde, daß es diesmal nicht eine flüchtige Liebschaft, sondern eine wahre, aufrichtige, heilige Liebe ist.“

„Ma foi! ich glaube es, aber bevor ich in die Schlacht gehe, möchte ich doch die Affaire zwischen Euch geordnet wissen.“

Im selben Augenblicke öffnete sich die Thüre, Afra erschien in derselben und sprach:

„Die Frau Gräfin entsendet mich, um die Herren zum Gabelfrühstück bitten zu lassen, das im Speise-Saale servirt ist.“

Amadée Leclerc sprang auf, ergriff Afra's Hand, führte das schöne Mädchen in's Zimmer und sprach mit einem Humor, dem man es ansah, daß er ein erzwungener war:

„Mademoiselle, — wir nehmen Ihre Aufforderung mit dem gebührenden Danke an, besonders ich, der ich fest überzeugt bin, daß es mir im Palais der Frau Gräfin Unteil-Sarmage jedenfalls viel besser schmeckt, als im Lager in der Lobau, wo das Menu den einen Tag aus Commißbrod mit Zwiebeln besteht und den andern Tag aus Zwiebeln mit Commißbrod. Sie müssen nämlich wissen, mein

Fräulein, daß ich dem Corps angehöre, das nächster Tage, vielleicht schon morgen, den Uebergang über die Donau forciren und die Hauptschlacht beginnen soll, die wir den Oesterreichern liefern müssen. Bei einer solchen Gelegenheit kann es aber recht leicht geschehen, daß eine kleine Kugel es dem Soldaten unmöglich macht, für seine Angehörigen zu sorgen, — und da ich gerade diesmal eine Ahnung habe, daß es mir so gehen dürfte" —

„Amadée!" rief Argout bewegt.

„— so halte ich es für meine Pflicht," fuhr Leclerc fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, „auch meine Angelegenheiten zu ordnen und für meine Angehörigen zu sorgen. Mein Vater ist längst todt, meiner Mutter und Schwester, die in Rheims von einer kleinen Besitzung leben, habe ich geschrieben, daß sie, wenn ich falle, sich mit dem Gedanken trösten sollen, ich sei für Frankreichs Ruhm, für das Vaterland gestorben!"

„Arme Mutter! arme Schwester!" schaltete Afra unwillkürlich ein.

Eine Thräne blitzte in Amadée's Augen.

Rasch wischte er sie mit der linken Hand weg.

„Ich danke Ihnen, Mademoiselle, im Namen meiner Lieben für die bewiesene Theilnahme," sagte er, und sich wieder zu dem gekünstelten Humor

zwingend, fuhr er fort: „Aber ich habe noch einen Angehörigen, für den ich sorgen muß, meinen Freund und treuen Kameraden Henri Argout."

„Wie?" riefen Afra und der Voltigeur überrascht.

„Ja! denken Sie sich nur; der junge, schüchterne Mann wagt es nicht, der Dame, die er liebt, seine Liebe zu gestehen."

Afra erröthete und erbleichte abwechselnd.

Henri war in der größten Verlegenheit.

„Und da mir der Gedanke, ihn unverheiratet in der Welt zurückzulassen, wenn ich morgen falle, meinen Tod verbittern würde," fuhr Amadée mit seiner erzwungenen Lustigkeit fort, „so bleibt mir nichts übrig, als Ihnen, Mademoiselle, anstatt seiner zu gestehen, daß er Sie liebt" —

„Mein Gott!" stammelte die Ueberglückliche.

„Das Andere soll er Ihnen selber sagen," rief Amadée, zur Thüre hinauseilend und die beiden Liebenden allein lassend.

„Afra," sprach Henri in inniger Bewegung „was mein Freund gesprochen, ist die volle, lautere Wahrheit, — ich, liebe Dich, vom ganzen Herzen, aus der tiefsten Seele" —

„Ach! 's ist ja nicht möglich! — ich kann's nicht glauben, — ich die einfache schlichte Bauern-Dirne" —

„Die Bauern-Dirne hat mehr für mich gethan, als Vater und Mutter!“ — rief der junge Soldat mit Begeisterung, „meine Mutter hat mich seit meiner Geburt bis jetzt nicht gesehen, mein Vater gab mich aus dem Hause, — Du aber, Afra hast mir das Leben gerettet, das einem qualvollen Untergange geweiht war. Dir danke ich's allein. daß ich wieder das Tageslicht und das Antlitz einer Mutter sah, die ich früher nie gekannt hatte. Kann ich etwas Anderes thun, als Dir ein ganzes Leben voll Dankbarkeit und Liebe weihen?“

„Wenn Ihr nur nicht die Dankbarkeit mit der Liebe verwechselt,“ stammelte sie.

„Nein, nein, Afra,“ rief er betheuernd, „was ich für Dich fühle, ist Liebe, die heiligste, reinste Liebe, wie sie nur der Mann zu dem Weibe fühlen kann, das ihm Gott zur Gefährtin für sein ganzes Leben bestimmt hat. Diese Liebe empfand ich im ersten Momente, als ich Dich erblickte, — ehe ich noch wußte, welche grenzenlose Dankbarkeit ich Dir schuldig sei, es war jene allmächtige Kraft, die Gott und die Natur in's Menschenherz gelegt haben, die von Stunde zu Stunde anwachsend nur eine Furcht, nur einen Schmerz kennt, den, — daß Du meine Liebe nicht erwiderst.“

„Ich?“ rief sie mit überströmendem Gefühle,

„ich liebte Dich ja, ehe Du mich kanntest; jene Macht, von der Du gesprochen, jene Liebe, die unser Herrgott selbst in die Brust eines jeden Menschen gelegt, ich hab' sie empfunden in dem Augenblicke, wo ich Dich zum ersten Male gesehen, in der Gewalt jener wilden Männer, die Dich ermorden wollten. Damals ging es wie ein Dolchstich durch mein Herz und ich fühlte es, wenn Du sterben müßtest, daß ich — Gott verzeih' mir die Sünd', — Dir bald folgen würde."

„Sprichst Du die Wahrheit?" fragte Henri.

„Ich lüge nie," antwortete Afra mit jener schlichten Innigkeit, die sie so bezaubernd machte.

„Also Du liebst mich?"

„Vom ganzen Herzen."

„Und willst mein Weib werden?"

„Ich kenne kein größeres Glück auf dieser Erde."

„Dann bin ich ja der Glücklichste aller Sterblichen," rief Henri Argout im Uebermaße des Entzückens, zog die Erröthende an seine Brust und drückte den ersten glühenden Kuß auf ihre Lippen.

Sie aber schloß wie vor Scham die Augen und murmelte leise:

„Mein Traum! mein Traum! — o Mutter-Gottes Maria-Taferl, laß' mich nicht erwachen."

Aber schnell entwand sie sich den Armen ihres

feurigen Liebhabers, als sie die Thüre knarren hörte und die Gräfin Unteil-Sarmage in's Zimmer trat.

Sie warf einen lächelnden Blick auf die vor Verlegenheit purpurn Erglühende und sprach:

„Nun, schäme Dich nicht, Afra, — 's ist einmal unser Schicksal. Zudem hat mir Herr Leclerc bereits auseinandergesetzt, wie's mit Euch steht, daß Ihr Euch liebt — —“

„Und daß ich Afra zum Weibe begehre?“

„Ich habe nichts dagegen“, sagte die Gräfin, der es jedenfalls lieber war, eine bescheidene, bürgerliche Schwiegertochter zu erhalten, die über ihr räthselhaftes Verhältniß als Henri's Mutter keine Aufklärungen verlangte, „es handelt sich nur darum, Henri, ob Dein Vater nicht allenfalls Einwendungen erheben wird.“

„O nicht im Mindesten!“ rief Henri lustig, „Papa Théophile Argout hat hundertmal erklärt, daß er meinen Neigungen keinen Zwang anthun werde, und mich am liebsten mit einem hübschen, schlichten Bürgers- oder Bauernmädchen verheiratet sähe.“

„Nun, dann ist Alles gut,“ sagte die Gräfin, indem sie Afra's Hand ergriff, „und ich gestehe, daß ich mir keine liebere, bessere Schwiegertochter wünsche, — komm an mein Herz, mein Kind.“

Und sie zog die Glückliche an sich und drückte einen Kuß auf ihre reine Stirne.

Afra aber sank vor ihr auf die Kniee und stammelte in Thränen ausbrechend:

„Mutter! meine Mutter!“

Und der junge Soldat kniete neben sie hin und die Gräfin, überwältigt von ihren Gefühlen, legte die Hände zum Segen auf die Häupter ihrer Lieben, ihrer Kinder.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Amadée Leclerc hatte gut gethan, für seinen Freund noch zu sorgen, wie er gesagt hatte, — denn seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Drei Tage darauf ward die Schlacht bei Wagram geschlagen; unversehrt kam der tapfere Voltigeur aus dem größten Feuer, — allein sein Corps war bestimmt, den Oesterreichern, die sich in guter Ordnung zurückzogen, zu folgen. Bei dem Rückzugs-Gefechte von Znaim, wo die Oesterreicher sich auf's Tapferste wehrten, traf eine Kugel das edle Herz des Braven und der Sohn des Girondisten liegt in österreichischer Erde, ohne daß seine Mutter und seine Schwester auch nur je die Stelle erfuhren, wo er begraben wurde.

Das ist das Loos der Bravsten und Tapfersten im Kriege!

10. und letztes Kapitel.

## Das Menschenherz in seiner Schwäche.

Die Jahre des Kummers und des Leides gehen vorüber, wie die des Glückes und der Freude; über den Gräbern Jener, die im blutigen Kampfe gefallen, Freund und Feind friedlich nebeneinander ruhen, zieht die milde Mutter Natur schon im nächsten Frühjahre die grüne Rasen-Decke, gestickt mit tausend bunten Blumen, um welche der Falter gaukelt und welche von spielenden Kindern gepflückt werden, die sich gar nicht mehr daran erinnern, daß hier im vergangenen Jahre auf Leben und Tod gekämpft wurde.

Und auch die Erwachsenen, die Alten vergessen nur zu rasch auf das namenlose Elend, das der menschenmordende Krieg im Gefolge führt; wie ein böser Traum tritt das erduldete Elend in's Grau der Vergangenheit zurück, höchstens noch an dem Gedenktage einer blutigen Schlacht wird man durch die Zeitungen daran erinnert, daß heute vor soviel Jahren jenes Entsetzliche geschah, das dem Weibe den Gatten, den Kindern den Vater, der Mutter den Sohn, der Braut den Bräutigam gemordet. Denn bliebe den Völkern die Erinnerung

an jenes Massenmorden, das ihre beste Kraft dahingerafft, stets frisch im Gedächtnisse, sie würden sich nimmer und nimmer entschließen, von den Ehrgeizigen, die ein paar Provinzen erobern wollen, sich als willenlose Opfer auf die Schlachtbank führen zu lassen.

Die Zeit, — die Zeit! — die Alles gebärende, Alles vernichtende Zeit, stumpft auch das Gedächtniß des Menschen ab, daß er nicht immer und immerfort des Leides, des Verlustes gedenkt, den er erlitten hat.

Solche Gedanken kamen dem alten Totzenauer, der in einem freundlichen Garten sitzend, rückblickend der Vergangenheit gedachte.

Es war im Herbste des Jahres 1812. Auf das berühmte Elfer Weinjahr war, wenigstens in Oesterreich, ein eben so gesegnetes Obstjahr gefolgt und der Garten, in dem der ehemalige Thorwartl vom „blauen Herrgott“ sein Morgenpfeifchen rauchte, trug an den Aesten seiner stattlichen Bäume einen solchen Ueberfluß von Aepfeln, Birnen, Zwetschken und Pflaumen, daß man an gar vielen Stellen die überladenen Zweige mit Stangen stützen mußte. Und darüber blaute ein wolkenloser Himmel und die Sonne schien so warm und freundlich, als freue sie sich über den Garten-Segen, den sie mit ihren Strahlen gezeitigt hatte.

Die Besitzung, auf der er sich befand, gehörte dem Herrn Jakob Totzenauer, der sie mit einem Theile des Geldes, das ihm die Gräfin Unteil-Sarmage zurückerstattete, angekauft hatte. Koloman Schindler hatte das Wirthshaus in Hernals verkaufen und sich zu seinem Schwiegervater ziehen müssen, welcher ein einsames, nettes Haus auf den Abhängen des Alsecker-Berges zwischen Währing und Hernals angekauft hatte, wo sich die kleine Familie zusammenzog, um im behäbigen Wohlstand vergnügte Tage zu verleben.

Koloman Schindler hatte sein Wirthshaus dem Käufer zu sehr billigem Preise unter der Bedingung überlassen, daß er ein neues Schild wähle und dieser hatte die Schanke „zu den drei Hasen“ genannt, allein wenn auch die Hernalser Bevölkerung sich nach und nach zu dieser octroyirten Benennung bequemte, so erhielt sie doch das Andenken an die Franzosen-Wirthin dadurch, daß sie auf das einsame Häuschen, das Frau Schindler mit den Ihren auf der Anhöhe von Weinhaus bewohnte, den Namen „Häuserl am Rain“ übertrug, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Soviel zur geographischen Orientirung für unsere Leser.

Wie es mit dem Familienstande selbst aussah, werden wir gleich sehen.

Es war Sonntag. Frau Barbara Schindler war, wie es sich für eine Hausfrau damaliger Zeit geziemte, um 6 Uhr sammt ihrer Magd in der Messe gewesen und hatte im Verein mit dieser Alles für den Sonntagsbraten Nöthige eingekauft, im Korbe eigenhändig nach Hause getragen und war jetzt mit der Magd in der Küche beschäftigt, den beiden Männern, besonders ihrem alten Vater, der ein Bischen Gourmand war, ein Mittagsmahl zu bereiten, das ihr Lob eintragen sollte. Damals setzten die Wiener Hausfrauen ihren Stolz noch in solche Dinge.

Herr Jakob Totzenauer saß, wie bereits erwähnt, im Garten in einer Weinlaube, deren breite Blätter ihn vollständig verdeckten, während es ihm doch möglich war, das zu sehen, was draußen vorging.

Koloman Schindler, der ein Bischen beleibter geworden, spazierte unter den Obstbäumen herum und betrachtete mit wohlgefälligen Blicken den Gottessegen, der ihm zwischen den grünen Blättern allüberall roth, gelb und blau entgegenlachte. Der ehemalige Wirth vom „Häuserl am Rain“ war ein wohlhabender, ja nach damaligen Begriffen

reicher Mann geworden. Er hatte sein Wirthshaus in Hernals, wie wir schon gesagt, verkauft und um das Geld sofort Weingärten und Keller erworben, — auf diese Art den Bankozettelsturz von 1811 glücklich überstanden, während ihm dieses gesegnete Jahr sein ausgelegtes Capital verdoppelte. Der sachverständige Retzer trieb jetzt einen bedeutenden Weinhandel und in Weinhaus, Währing, Nußdorf waren ihm die meisten Hauer zinsbar; unter der Woche war der unternehmende Mann gewöhnlich in Geschäften abwesend, den Sonntag aber als guter Christ in Ruhe bei den Seinen zu verbringen, ließ er sich nicht nehmen, und so finden wir ihn heute im Obstgarten, der Fülle und des Segens sich freuend.

Außer den beiden Männern befand sich aber auch noch eine dritte Person im Garten, ein bildhübscher Knabe von etwa drei Jahren, welcher mit einem Luxus gekleidet war, der, von der damals üblichen Hernalser und Währinger Bauerntracht gewaltig abweichend nur zu deutlich zeigte, daß das Kind der verhätschelte Liebling von Eltern und Großvater war. Das Kind hatte den blassen Teint und die blauen Augen seiner Mutter, — es sah Herrn Koloman Schindler so frappant ähnlich, daß nicht nur eine speculative Hebamme, sondern jeder

andere Mensch unwillkürlich in die bekannten Worte ausbrechen mußte: „Der ganze Papa!“ — allein während Frau Barbara sich eines lichtblonden Haares erfreute, und Herr Koloman Schindler schon zu den „Rothen“ gehörte, zeigte der Kopf des Knaben geringelte Locken von einem Schwarz, das fast in's Blaue schimmerte.

Die Natur hatte sich erlaubt, hier eine jener Capricen zu zeigen, für die sie Niemand verantwortlich machen kann.

Nun erinnern sich unsere Leserinnen vielleicht, welche wichtige Rolle die Haarfarbe dieses Kindes dort spielte, wo es sich um die Ruhe und den Frieden des Schindler'schen Ehepaares handelte.

Zudem war der kleine Franzi bisher der Einzige geblieben und weder Brüderlein noch Schwesterlein war nachgekommen, ein Umstand, eben nicht geeignet, die trüben Gedanken, die Herr Koloman Schindler über diesen Gegenstand hegte, in heitere zu verwandeln.

Allerdings hatte der ehemalige Wirth vom „Häuserl am Rain“ das Wort, das er seinem Schwiegervater im Armensünderstübchen gegeben, als Mann gehalten und seiner Frau gegenüber nie mehr mit einer Silbe des schmachvollen Ereignisses aus dem Jahre 1809 gedacht, ja er schien sogar

den Knaben, der mit Vorliebe an ihm hing, lieb zu haben, allein von Zeit zu Zeit, wenn er sich unbemerkt glaubte, ruhten seine Blicke so finster auf dem Kinde, flogen so trübe Schatten über seine Stirne, daß er oft plötzlich aufsprang und hinauseilte, und Gattin und Schwiegervater recht gut einsahen, daß der Mann den nagenden Wurm in seinem Herzen noch nicht getödtet habe.

Das war die einzige trübe Wolke, die sich zeitweilig über den sonnigen Frieden des kleinen Hauses auf der Alsecker-Höhe hinzog.

Der Knabe lief schreiend, lachend, lärmend hinter einem großen schwarzen Hunde drein, der, selbst noch jung, mit seinen tollen Sprüngen oft an das Kind heransprang und es umzuwerfen drohte, wofür er von dem Buben mit gewaltigen Schlägen seiner kleinen Fäuste traktirt wurde, was dem „Ettor," — so verstümmelte das Kind den Namen Hektor — ein absonderliches Vergnügen zu sein schien.

Endlich rannte Franzi, des Spieles müde, einem Schöpfbrunnen zu, der sich mitten im Garten befand, und auf dessen Granter ein Glas stand, halb mit Wasser gefüllt, da der Hausherr kurz zuvor selbst erst getrunken hatte.

Koloman Schindler, der dem lärmenden Treiben

des Kindes mit aufmerksamen Blicken gefolgt war, rief sogleich in besorgtem Tone:

„Franzi!“

Der Knabe blieb stehen und antwortete mit jener lieblichen Sprachverstümmlung, welche das erste Reden der Kinder so herzig macht:

„Was denn?“

„Was willst Du denn thun?“ fragte der Vater.

„Trinken will ich,“ antwortete Franzi im Tone eines verhätschelten Lieblings.

„Du darfst jetzt nicht trinken.“

„Warum nicht?“

„Weil Du erhitzt bist, — es könnte Dir schaden.“

„Aber ich habe Durst.“

„So iß einen Apfel.“

„Gib' mir einen, ich kann nicht g'lengen.“*)

Obwohl die Manier des verzogenen Kindes durchaus keine artige war, so ermangelte der Papa doch nicht, von einem Aste den rothwangigsten, saftigsten Maschansker**) abzupflücken. Dieser Bewegung folgend, hob der Kleine den reizenden Schwarzkopf, sein sonst blasses Gesichtchen war durch das Herumlaufen in frischer Luft rosig angehaucht, seine

---

*) Oesterreichisch für langen, hinauflangen.
**) Vorstorfer-Apfel.

Augen leuchteten, und mit jener Selbstquälerei, die nur der Eifersüchtige kennt, bildet er sich in diesem Augenblicke ein, in dem lieblichen Antlitz des Kindes, das ihm so ähnlich sah wie ein Ei dem andern, eine Aehnlichkeit mit dem Störer seines Eheglückes zu entdecken.

Dieser Gedanke brachte ihn so außer sich, daß er dem Kinde den Apfel mit einer brüsken Handbewegung und mit den Worten hinreichte:

„Da hast, Franzosenbub!"

Der Knabe sah ihn verdutzt an.

„Ich bin kein Franzosenbub," sagte er trotzig.

„Was denn?"

„Ein Wienerbub bin ich."

„Und wem gehörst Du denn?"

„Meiner Mutter, meinem Vater und meinem Großvater."

„Wer ist denn aber Dein Vater?"

Weit auf riß der Knabe die verwunderten Augen, während er rief:

„Aber frag, doch nicht so dumm! Du bist's!"

Diese unartige Antwort, weit entfernt, den Zorn des unglücklichen Mannes zu erregen, entzückte ihn so sehr, daß er den Knaben umfaßte, emporhob, und sein Gesichtchen mit unzähligen Küssen bedeckte, bis der Kleine endlich zu schreien anfing.

Im selben Augenblicke setzte ihn Schindler wieder zu Boden und sagte unwirsch:

„Geh' — geh' — mach', daß Du fortkommst, — pack' Dich."

Erstaunt über diesen Umschwung, sagte der Knabe, während er gleichzeitig in den Apfel biß:

„Du bist ein garstiger Vater!"

„Freilich," antwortete Schindler, „freilich! Du hast einen viel schöneren Vater."

„Ich will aber keinen anderen Vater und wenn er noch so schön ist!" rief der Franzi, mit dem Fuße stampfend, dann setzte er weinerlich hinzu:

„Hast Du mich denn nicht lieb?"

„Ja, ja, Franzerl, ich hab' Dich lieb," sprach der Selbstquäler, indem er sich mit der linken Hand über die Augen fuhr, mit der Rechten aber den Kleinen abermals an sich zog und herzte und küßte, — „ich will Dir noch einen Apfel geben, zwei, drei, — hundert Aepfel, aber Du darfst es der Mutter ja nicht sagen, daß ich Dich einen Franzosenbuben geheißen habe."

„Nein, nein, ich sag's nicht," betheuerte der Kleine.

„Aber ich werde ihr's sagen," brummte für sich der alte Totzenauer, der in seinem grünen Verstecke diese ganze Scene mit angesehen und angehört

hatte, „sie soll's wissen, damit sie endlich einsieht, daß ich recht habe und daß da nur eine Radical-Cur helfen kann. Wohin soll denn das führen? Der Koloman wird ja ein reiner Narr! Was soll denn geschehen, wenn der Bub heranwächst? Was müßt' er sich denn von seiner Mutter denken? Zum Glück hab' ich schon seit Monaten mit Herrn Argout schriftlich über die Sache mich berathen. Bald wird er mit seiner Frau hier eintreffen. Es kommt nur darauf an, daß sich die Frau Wabi consequent hält, dann wollen wir's schon dahin bringen, daß dieser Retzer-Schädel endlich zum Kreuz kriecht, — oder er muß den Buben hergeben. Biegen oder brechen, — das ist die Losung."

Und mit diesen Worten trat der Alte aus der Laube.

Schindler erschrak, als er seinen Schwiegervater auf sich zukommen sah, denn er ahnte sofort, daß derselbe Augen- und Ohren-Zeuge der kleinen Scene gewesen, die sich mit dem Knaben abgespielt hatte, der jetzt wieder mit Hector seine Sport-Uebungen hielt.

Zur Zeit, als wir Herrn Jakob Totzenauer als Thorwartl vom „blauen Herrgott" kennen gelernt, hatte derselbe nur geschnupft, seit er aber durch die Redlichkeit der Gräfin Unteil-Sarmage die 50.000

Gulden zurückerhalten und wieder ein reicher Mann geworden war, huldigte er dem neumodischen Tabakrauchen und dampfte aus seiner Meerschaum-Pfeife mit dem stolzen Bewußtsein des ehemaligen Hausherrn.

Als er seinem Schwiegersohne entgegentrat, hatte der alte Mann mit den weißen Haaren etwas Imponirendes. Herr Koloman Schindler hatte — wie wir wissen, — schon damals einen ungeheuren Respect vor dem Vater seiner Frau, als dieser noch Portier des Armenhauses war, — um wieviel mehr also jetzt, wo Totzenauer ihm das Leben gerettet, indem er sich für ihn als Opfer preisgegeben hatte. Außerdem hatte der alte Herr etliche zwanzigtausend Gulden in Schindler's Weingeschäft stecken und wenn er heute die Augen zudrückte, so gehörte das ganze Vermögen, das er hinterließ, seinen Kindern.

Nun ist aber bei dem echten österreichischen Bauer die Geldfrage immer die wichtigste. Der pfiffige Retzer hätte sich's um keinen Preis mit dem Manne verdorben, von dem er soviel Geld im Geschäfte hatte und einmal noch 30.000 Gulden dazu erben sollte. Zu dem natürlichen Respecte kam also auch der Egoismus, die Habsucht und nur so wird die beinahe sclavische Unterwürfigkeit

erklärbar, welche der Mann, den wir als energisch und gewaltthätig kennen gelernt, gegen seinen Schwiegervater an den Tag legte.

„Der Herr Vater war hier um die Wege?" fragte er kleinlaut, als Totzenauer auf ihn zutrat.

„Ja," — antwortete dieser, und nachdem er ein paar Züge aus der Pfeife gethan und die Rauchwolken malerisch in die Luft geblasen, setzte er hinzu: „Hab' halt so meine Bemerkungen gemacht."

„Was denn?" fragte noch kleinlauter der Andere.

„Ich habe eingesehen," docirte der Alte, „daß es so nicht weiter gehen kann. Der Herr Sohn verschließt seinen Kummer in sein Inneres und frißt sich dabei das Leben hinab. Ich hab' mich halt einmal geirrt, hab' geglaubt, der Herr Sohn werde vergeben und vergessen, wie Er es mir damals im Armensünder-Stübel versprochen hat. Der Herr Sohn kann eben nicht, es geht über Seine Kraft —"

„Herr Vater —!"

„Red' mir der Herr nichts drein. Was ich mit eigenen Augen gesehen, lasse ich mir nicht abdisputiren. So Er's auch vor mir und vor meiner Tochter verbirgt und unterdrückt, wenn Er mit dem Kinde allein ist, kann's der Herr Sohn doch nicht

lassen, — ich hab's gehört, wie Er den Franzi einen Franzosenbuben geheißen —"

„Es war nur Spaß, Herr Vater."

„Ein trauriger Spaß, — denn wenn das Buberl diese Titulatur seiner Mutter mittheilt, so weint diese wieder acht Tage lang."

„Freilich! freilich!" meinte Schindler, sich hinter den Ohren kratzend.

„Zudem wird der Franzi alle Tage größer und gescheidter," fuhr der ehemalige Thorwartl vom „blauen Herrgott" mit großväterlichem Stolze fort, „er wird sogar grundgescheidt, denn er geräth seiner Mutter nach, wie diese mir —"

„Ja, ja, gescheidt ist der Bub," schaltete Herr Schindler ein, ohne sich über diese Bemerkung im Mindesten beleidigt zu fühlen, durch welche der Ursprung von Franzi's Gescheidtheit auf eine für dessen Vater nicht sehr schmeichelhafte Weise hergeleitet wurde.

„Und einem so gescheidten Kinde darf man dergleichen Dinge nicht vorsagen," fuhr Herr Totzenauer in seiner Straf-Predigt fort, „die Kinder merken sich Alles, es fällt ihnen Alles gleich auf; — hinterdrein erkundigen sie sich dann bei Dienstboten, Schulkameraden u. s. w. und bei der Gelegenheit erfahren sie allerhand, was sie nicht zu

wissen brauchen. Wie will's der Herr hindern, wenn der Franzi einmal in die Schule geht und seinen Mitschülern erzählt, wie ihn sein Vater einen Franzosenbuben geheißen, daß irgend ein Schulbub, — wie die Kerls schon ausgelassen und keck sind, — dem Franzi die Auskunft ertheilt, daß Anno Neune seine Mutter —"

„Rede der Herr Vater nicht weiter!" rief der ehemalige Wirth vom „Häuserl am Rain", — „ich sehe es ja ein, daß ich eine Dummheit gemacht und werde es gewiß nicht wieder thun."

„Auf den Herrn Sohn ist kein Verlaß," kanzelte Totzenauer den Zerknirschten, „jetzt redet Er so und verspricht hoch und theuer, was man von Ihm verlangt und im Handumkehr reißt's dem Herrn Sohn wieder einen so giftigen Brocken heraus, daß man nur zu deutlich erkennt, wie boshaft, gall- und rachsüchtig es in seinem Innern aussieht. Ich hab' nur mehr ein paar Jahre zu leben und diese will ich dazu verwenden, meine brave Tochter vor der Gefahr zu bewahren, daß ihr Mann das eigene Kind gegen sie hetzt und der Bub einmal schlecht denkt von seiner Mutter —"

„Herr Vater, — um Gotteswillen! —"

„Laß' Er mich aus, — Er ist ein altes Weib, welches das, was vor Jahren geschehen und ein-

mal nicht zu ändern ist, um keinen Preis vergessen kann. Nein! nein! so darf es nicht länger bleiben, der Hacke muß ein Stiel gefunden werden, — und ich hab' ihn schon gefunden."

„Was meint der Herr Vater?"

„Die Sache muß ein End' haben."

„Ein Ende?"

„Ja, und das natürlichste von der Welt."

„Was denn für eines?"

„Der Bub muß aus dem Hause."

„Der Franzi aus dem Hause?!"

„Ja, es gibt kein anderes Mittel, um in diese Malefiz-Wirthschaft einmal Ruh' und Ordnung hineinzubringen."

„Aber Herr Vater —"

„Keine Einwendung, 's nutzt dem Herrn doch nichts."

„Aber ich bin doch der Vater!"

„Ja, ja, — freilich, jetzt ist der Herr wieder der Vater, — wenn er aber des armen Buben kohlschwarzen Kopf sieht, dann heißt's wieder Franzosenbub hin, Franzosenbub her! — Ich laß' einmal mein braves Kind und meinen armen Enickl*)

---

*) Obsolet, aber doch in Oesterreich noch häufig vorkommend für „Enkel".

nicht von des Herrn eifersüchtigen Launen malträtiren, — denn mein Enickl bleibt der Franzi doch, ob er jetzt von Euch oder von dem Franzosen ist, — ich nehme mich einmal um ihn an, — Himmel-Kreuz-Million-Donnerwetter!"

Herr Totzenauer hatte sich so in Zorn hineingeredet, daß ihm die Pfeife ausgegangen war.

Während er die Tabak-Asche ausklopfte und dann mit Stahl und Stein Feuer schlug, um den Pfeifenschwamm und durch diesen das Restchen Tabak in der Pfeife anzuzünden, antwortete Herr Koloman Schindler, welcher gegenüber der Aufgeregtheit seines Schwiegervaters eine große Verzagtheit an den Tag legte:

„Der Herr Vater hat ja zehntausendmal Recht, — auch darin, daß ich mich nicht im Zaum halten kann; allein, wenn ich halt den Buben ansehe, mit seinem schwarz gekrausten Kopf, so fällt mir immer der Sakerments-Franzose ein. Was wird denn der Herr Vater bezwecken, wenn er den Buben aus dem Hause gibt, — er wird in irgend eine Schule oder ein Erziehungs-Institut kommen, wo vielleicht noble Kinder sind, die's dem Franzi entgelten lassen, daß er nur der Sohn eines Wirthes, eines Bauers ist; — irgend ein prügelsüchtiger Schulmeister wird

vielleicht an dem armen Buberl seine Launen auslassen — —"

„Rede der Herr nicht so einfältig," fiel Totzenauer, der mit dem Wiederanzünden seiner Pfeife fertig geworden, dem Schwiegersohne in's Wort, „der Bub ist noch viel zu jung, um ihn in eine Schule zu schicken; er braucht einen ordentlichen Vater, der ihn erzieht, der ihn lieb hat und nicht den einen Augenblick verhätschelt und ihn im nächsten wieder zurückstoßt. Und einen solchen Vater weiß ich für ihn —"

„Einen Vater?"

„Ja, der obendrein auch eine brave, gute Frau hat, die dem armen Buberl die daheimgebliebene Mutter ersetzen soll."

„Der Herr Vater will meiner Frau das Kind wegnehmen?"

„Ja, ja, und tausendmal ja!"

„Sie wird's nicht thun."

„Wenn ich vernünftig mit ihr rede, wird sie als eine gehorsame Tochter und gescheidte Frau schon nachgeben. Das Kind muß weit, recht weit weg, damit einmal Ruhe wird."

„Aber —"

„Keine Einwendung weiter, was ich beschlossen habe, bei dem bleibt's."

„Und wenn ich mich nicht füge —?"

„So? der Herr will sich nicht fügen? Nun dann gehe ich zum Consistorium, zum Domkapitel, zur Ober-Vormundschaft, — ich biete Alles auf und wenn's mich Tausende kostet, — ich werde die Herren aufklären, wie es mit dem armen Kinde gehalten wird, dessen Vater von Rechtswegen sich weigert, der natürliche Vater sein zu wollen. Ich nehme mir einen Advokaten, — wenn's sein muß zwei, mir kommt der Herr nicht auf, das merk' sich der Herr, Punktum!"

Damit ließ Herr Totzenauer seinen Schwiegersohn stehen und kehrte, gewaltige Rauchwolken von sich qualmend, in's Haus zurück.

Das arme Kind, der Gegenstand dieser hitzigen Debatten, trieb sich inzwischen sorglos und lustig mit seinem Hunde im Garten herum, ohne Ahnung dessen, was mit ihm geschehen sollte.

Koloman Schindler setzte sich mit einem leisen Seufzer auf eine Bank unter einem mächtigen Apfelbaume, stemmte beide Hände gegen die Kniee, blickte verstohlen nach dem lustig lärmenden Knaben und murmelte in abgerissenen Sätzen vor sich hin:

„Ein lieber Bub ist er, — das muß man ihm lassen, — und bildsauber obendrein, — alle Leute behaupten, daß er mir wie aus dem Gesichte gerissen

ist, — wenn er nur die pechkohlrabenschwarzen Haare nicht hätte! — Ist mir mein Argwohn, mein Zweifel etwa nicht zu verzeihen? Freilich, Alles auf der Welt muß einmal ein End' haben und dieses ewige Hin- und Herzweifeln auch. Deshalb hätt' es der Alte doch nicht nothwendig gehabt, mich wie einen dummen Buben abzukanzeln, — ich bin doch am Ende der Herr im Hause. Freilich muß man ihm nachgeben und thun, was er will, — denn am Ende bleibt er doch immer unser Herr Vater und dann muß man ihn auch schonen wegen der Erbschaft. Ueberhaupt kommt's mir so vor, als wollt' er mich nur ein wenig in's Bockshorn jagen, — die ganze Geschichte mit dem Ziehvater und der Ziehmutter, zu welchen unser Franzi kommen soll, sieht halb und halb wie eine Fabel aus, die der Alte erfunden hat, um mich marb zu machen. O ho! Herr Vater! So haben wir nicht gewettet! Führ' Du den Buben nur fort, — so lieb' ich ihn habe, will ich mich doch so stellen, als ob mir gar nichts daran läge. Solang der Franzi noch hier bleibt, will ich ihm kein gutes Gesicht zeigen und wenn sie ihn fortbringen, werde ich so gleichgiltig thun, als ob's mich gar nichts anginge. Und ist er einmal fort, dann rede ich nichts von ihm und stelle mich, als ob ich ihn ganz und gar vergessen

hätte. Das hält meine Alte nicht aus; wenn sie sich auch entschließen kann, den Buben auf einige Zeit wegzugeben, weil's der Herr Vater so haben will, so bringt sie's doch nicht über's Herz, vom Franzi nicht zu reden. Dann müssen sie mir kommen, alle zwei, damit ich den Buben wieder in's Haus nehme und recht schön bitten will ich mich lassen, bevor ich nachgebe. O Herr Schwiegervater — wir Netzer sind nicht so dumm, als wir ausschauen, und harte Schädel haben wir auch, vielleicht härtere, als die Wiener Herren."

Mit diesem stolzen Bewußtsein stand Herr Koloman Schindler auf und wandelte langsam durch den Garten, die Details seines Planes überlegend.

Das spielende Kind kam wohl manchmal in seine Nähe, er vermied aber jede Berührung, jede Liebkosung, ja er that eher dem Hunde schön, als dem Knaben, obwohl der letztere in seinem kindischen Wesen es nicht bemerkte.

Inzwischen war der alte Totzenauer in die Küche gegangen, wo Frau Barbara Schindler an der Seite einer tüchtigen Magd das Sonntags-Mahl fertig machte, — denn zu jener Zeit ließ sich's eine gute Hausfrau nicht nehmen, in der Küche mit Hand anzulegen oder wenigstens die Hände der

Dienstleute zu überwachen, Frau Barbara Schindler setzte ihren Stolz darein, eine gute Köchin zu sein.

Ihr Vater gab ihr einen bedeutungsvollen Wink mit den Augen, ihm zu folgen.

Frau Schindler übertrug das Küchenmeister-Amt ihrer getreuen Hanne und begab sich mit ihrem Vater in ein nach dem Straßenwege hinaussehendes Zimmer.

Hier erzählte der alte Totzenauer seiner Tochter die Scene zwischen Vater und Kind, der er soeben beigewohnt hatte, — und er wußte getreu und scharf zu schildern, der ehemalige Thorwart vom „blauen Herrgott.“

Die arme Frau trocknete sich die Augen, während sie leise erwiderte:

„Ach ja! ich weiß es, daß es an seinem Herzen nagt, fort und fort. Aus tausend Kleinigkeiten hab' ich's entnommen; bald bußelt er den Franzi ab, als ob er ihn fressen wollte, bald stößt er ihn von sich, — das arme Kind weiß nicht, wie es daran ist, — und der Bub hat ihn doch vom Herzen gern.“

„Er auch den Buben, — das ist kein Zweifel, — und eben darauf hab' ich meinen Plan gebaut, den Sappermenter einmal gründlich zu curiren,“ meinte Totzenauer, „hör' mich nur an.“

Und nun setzte der alte Herr seiner aufhorchenden Tochter seinen ganzen Plan auseinander. Frau Schindler erröthete und erbleichte und protestirte lebhaft gegen diese „Roß-Cur,“ wie sie es nannte, allein die Gewalt ihres Vaters über sie war zu groß, er wußte ihr die Sache so darzustellen, daß es kein anderes Mittel gäbe, ihre Seelenruhe und ihren Hausfrieden herzustellen, daß sie endlich mit schwerem Herzen einwilligte.

Zum Mittags-Essen versammelte sich die ganze Familie an dem gemeinsamen Tische; Frau Schindler hatte verweinte Augen, die beiden Männer waren sehr einsilbig, nur der Knabe plauderte, lachte und trieb seine tollen Späße, die heute von Niemanden beachtet wurden.

Nach Tische, als die Magd den Tisch abgeräumt und den kleinen Franzi in's Bett gebracht hatte, weil man damals das Schlafen der Kinder nach dem Essen für unumgänglich nothwendig hielt, sprach der alte Totzenauer, nachdem er sich seine Verdauungspfeife angezündet hatte, zu Schindler:

„Herr Schwiegersohn, — ich habe mit der Frau gesprochen, und sie ist mit Allem einverstanden.“

„Mit Allem,“ bestätigte leise die ehemalige Wirthin vom „Häuserl am Rain.“

„Mit was denn eigentlich?“ fragte Koloman Schindler ziemlich trotzig.

„Thue der Herr Sohn nicht, als ob Er nichts wüßte,“ fuhr Totzenauer fort, „ich hab' der Frau erzählt, was im Garten vorgefallen, daß der Bub' einen andern Vater bekommen und aus dem Hause muß.“

„Das gibst Du zu?“ fragte der Mann.

„Ja,“ antwortete die Hausfrau entschlossen.

„Sie willigt auch ein, daß ich den rechten Ziehvater suche und hole,“ betonte der alte Herr mit Nachdruck, „weshalb ich heute noch nach Dornbach hinübergehen werde, um mir für morgen Früh Pferde und Wagen zu bestellen, — da ich um sechs Uhr abzureisen gedenke.“

„Nun, dann reise der Herr Vater in Gottesnamen,“ sagte der ehemalige Wirth vom „Häuserl am Rain“, indem er ziemlich brutal aufstand, „weil ich schon der Niemand im Hause bin und nichts zu reden habe, so will ich auch gar nicht fragen, wer die Eltern sind, denen wir den Franzi abtreten sollen. Uebrigens, was kümmert's mich, mir kann's ja gleichgiltig sein, wo der Franzosenbub hinkommt. Wünsche wohl gespeist zu haben.“

Damit polterte er zur Thüre hinaus und schlug die Thüre hinter sich zu.

Frau Schindler brach in Thränen aus; es war das erste Mal, daß er den abscheulichen Ausdruck in ihrer Gegenwart gebraucht hatte; derselbe verletzte sie in der tiefsten Seele, sie fühlte sich und das Kind beleidigt.

„Du siehst, wie es mit ihm steht,“ sprach ihr Vater, „er wird immer trotziger und ungeberdiger. Du hast das, was ich vorhabe, eine Roß-Cur genannt, — nun frage ich Dich, aber ist Dein Mann nicht stützig und hartmaulig, wie ein Roß? Und darum wird's gut sein, wenn man ihm ein scharfes Gebiß anlegt, daß er nicht zuviel ausschlägt.“

Die arme Frau mußte zugeben, daß ihr Vater Recht habe.

Herr Koloman Schindler ging gleich nach dem Essen vom Hause weg, ohne seiner Frau und seinem Schwiegervater Lebewohl zu sagen, was er sonst nie unterlassen hatte.

Er kam erst spät Abends heim, total betrunken; es war dies in der guten alten Zeit so Sitte, daß Ehemänner, die sich mit ihren Weibern gezankt hatten, in der Nacht mit einem Rausche heimkehrten; — Spötter behaupteten wohl, es geschähe das nur, um der erzürnten Frau gegenüber mehr Courage zu haben.

Allein Niemand in dem einsamen Hause machte

dem Heimkehrenden einen Vorwurf; Alles war längst zu Bette und als der gute Mann des andern Tages mit schwerem, wüstem Kopfe erwachte, da fühlte er sich sehr mißgestimmt und kleinlaut und zog sich rasch an, um von seinem Schwiegervater Abschied zu nehmen, da der Wagen schon vor dem Thore stand, der ihn fortbringen sollte.

Herr Totzenauer empfing ihn sehr kalt, auch Frau Barbara zog ein nicht sehr freundliches Gesicht, — der kleine Franzi schlief noch; man wollte dem Kinde die süße Morgenruhe nicht rauben.

Der alte Mann küßte seine Tochter herzlich, bevor er in den Wagen stieg, dann reichte er seinem Schwiegersohne die Hand und sagte:

„Adies, Herr Sohn, — sobald ich was Gewisses weiß, werde ich meiner Tochter schriftlich Nachricht geben. Mach' mir der Herr Sohn keine Dummheiten und benehm' Er sich gegen Frau und Kind so, daß ich keine Klage höre, wenn ich heimkomme. Denke der Herr, daß er an dem ganzen Rummel allein Schuld ist."

„Werd' mich schon zusammennehmen," brummte Schindler, „daß ich eine Ehre aufheb'."

Der bitt're, ironische Ton in diesen Worten war nicht zu verkennen; unwillig stieg der Alte in den Wagen und befahl dem Kutscher zu fahren;

fort rollte der Wagen, während Totzenauer noch einmal mit Hand und Zuruf seine Tochter grüßte.

Seufzend kehrte diese, nachdem eine Staubwolke die Kalesche ihren Blicken entzog, in's Haus zurück.

Koloman Schindler begab sich, wie gewöhnlich, in seine Weingärten.

So verstrichen einige Tage, ohne daß die Spannung wich, die zwischen den Ehegatten eingetreten war. Unbefangen war nur das Kind, das keine Ahnung hatte, was ihm bevorstand.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Aber am dritten Tage nach des Alten Abreise erhielt Frau Barbara Schindler von ihrem Vater einen Brief aus Wr. Neustadt, worin er ihr anzeigte, daß sich die beiden Personen ganz geneigt hätten finden lassen, den kleinen Franzi zu sich zu nehmen und daß „der Vater des Kindes“ binnen wenig Tagen eintreffen werde, um den Knaben abzuholen.

Die Frau las ihrem Gatten, der sich mit Geschriebenem etwas schwer zurechtfand, den Brief vor.

Er zuckte die Achseln.

„Bist Du damit einverstanden?“ fragte sie, ihn aufmerksam ansehend.

„Ich muß wohl," erwiderte er im Tone anscheinender Gleichgiltigkeit, „müssen wir uns nicht immer in Alles fügen, was der Herr Schwiegervater verlangt, dieser alte —"

„Er ist mein Vater!" fiel sie ihm rasch und energisch in die Rede.

„Ja, ja, ich bin schon stad (still)," brummte er, „diesmal ist's mir sogar recht, was er thut."

„Und Du willst nicht einmal wissen, wer die Leute sind, zu denen der Franzi kommen soll?"

„Werd's noch früh genug erfahren, — bin nicht neugierig," knurrte er und schob sich zur Thüre hinaus.

Und wieder nach zwei Tagen, als sie beim Essen saßen, einsilbig, wie immer in der letzten Zeit, so daß nur das Kind mit seinen Späßen ein wenig Leben in die stille Familie brachte, da rollte ein Wagen die Straße herauf und hielt vor dem neuen „Häuserl am Rain" stille.

Erbleichend, zitternd erhob sich die Frau vom Tische, indem sie sagte:

„Da kommen sie."

Auch der starrköpfige Retzer wechselte die Farbe, allein er beurkundete seinen Trotz durch die Worte:

„Nun, wenn sie kommen, so sind sie da, — was weiter?"

„Ich werde den Franzi hinausführen," meinte die Mutter, „er braucht nicht gleich bei der ersten Begegnung dabei zu sein; empfange Du einstweilen die Gäste."

„Werd's schon machen," erwiderte Schindler, während die Frau das Kind hinausführte.

An das Zimmer, in dem man zu Mittag aß, stieß ein kleines Gemach, durch welches die Fremden eintreten mußten, was in diesem Augenblicke geschah.

Wie von einer giftigen Natter gestochen, fuhr der ehemalige Wirth vom „Häuserl am Rain" zurück, denn die Eintretenden waren Henri Argout in Civil und seine schöne Frau, beide auf das Eleganteste gekleidet.

„Sie hier?" stammelte Schindler in höchster Bestürzung.

„Im Auftrage und auf Ersuchen Ihres Schwiegervaters," erwiderte Argout ernst und gemessen.

„Also sind Sie derjenige," fuhr Schindler fort, „welcher den Franzi" —

„Bevor wir weiter über den Gegenstand reden," fiel ihm der Franzose in's Wort, „wollen wir das Erscheinen Ihrer Frau Gemalin abwarten, die bei unserer Unterredung unumgänglich nothwendig ist. Wollen Sie die Güte haben, dieselbe zu rufen."

„Da ist sie schon,“ murmelte der unglückliche Mann, da seine Frau eben in's Zimmer trat.

Argout machte ihr eine tiefe Verbeugung, die sie erwiderte, ohne die Augen aufzuschlagen, allein Afra eilte auf sie zu, erfaßte ihre beiden Hände, zog die leise Weinende an ihre Brust und murmelte ihr mit jener glaubensstarken Innigkeit, welche die Tirolerin immer gehegt, in's Ohr:

„Muth, liebe Frau, — Gott wird Alles gut machen!“

Inzwischen hatte Herr Schindler, um sich wieder ein wenig zu fassen, keine bessere Beschäftigung gefunden, als ein paar Stühle heranzurücken, während er mühsam herauswürgte:

„Ist's nicht gefällig, Platz zu nehmen?“

Herr und Madame Argout setzten sich, auch der ehemalige Wirth sank auf einen Stuhl, denn seine Beine zitterten, während Frau Schindler am Tische stehen blieb, in banger Erwartung.

„Wo ist denn mein Herr Schwiegervater?“ fragte Koloman.

„Er ist in Wien zurückgeblieben,“ antwortete Argout, „weil ihm das, was hier vorgehen soll, das Herz zu schwer machen würde, wie er mir selber sagte.“

„Freilich, freilich!“ murmelte Schindler.

„Ich glaube, je schneller wir mit unserer Angelegenheit zu Ende kommen, desto besser ist's für uns Alle," fuhr der natürliche Sohn der Gräfin Unteil-Sarmage fort, „zuvörderst erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß hier meine liebe, theure Frau in unser Geheimniß eingeweiht ist, und daß ich ihr mit schwerem aber reuigem Herzen das Geständniß der unseligen That ablegte, die ich mir vor vier Jahren in jenem Wirthshause in Hernals zu Schulden kommen ließ."

Frau Schindler bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Wir wollen über jene Unthat, für die wir alle gebüßt, nicht mehr reden," sprach leise der Franzose, „meine Frau wenigstens hat mir verziehen."

Und er reichte der schönen jungen Frau die Hand, welche diese erfaßte und drückte.

„Gott, der Höchstgerechte, verzeiht ja," sprach sie mit jener Innigkeit, die ihr ganzes Wesen charakterisirte, „warum sollte es der Mensch nicht thun, der voll Sünden und Schwächen ist."

„Der Mensch kann sich eben von seiner Menschen-Natur nicht losmachen," redete Argout weiter, seinen alten Feind scharf in's Auge fassend, „und ich kann es darum dem Herrn Schindler auch nicht übel nehmen, daß er jenen Tag nicht vergessen kann

und noch immer den tiefen Groll gegen den schuldigen Urheber seines häuslichen Unglücks in der Brust trägt. Aber der Unschuldige soll nicht für den Schuldigen leiden, ein armes schuldloses Kind soll nicht für das büßen, was ein Mann in Uebermuth und Trunkenheit verbrochen hat."

Schindler wollte antworten, aber er brachte kein Wort heraus.

Still und aufmerksam saßen die Frauen, während Argout mit immer wachsender Wärme fortfuhr:

„Was Monsieur Schindler am meisten quält und martert, ist der Gedanke, daß das Kind, welches nach jener Frevelthat das Licht der Welt erblickte, nicht sein Kind, sondern meines sei. Allein das, was ihm als das höchste Unglück erscheint, wäre für mich das höchste Glück! Wir haben keine Kinder, wohl aber ein reiches, schönes Auskommen. Meine selige Mutter hat mir das Gut Triestinghofen bei Wiener-Neustadt vermacht, — dort leben wir in einem prachtvollen Herrenhause, das mitten in einem Garten steht, — es ist ein wahres Paradies, — auch mein Vater hat der Bühne Adieu gesagt, — wanderte nach Deutschland aus und lebt bei mir. Ich hatte nie geahnt, wie schön Deutschland, wie schön Oesterreich ist. Wir leben wie in einem

Eldorado, — als die glücklichsten Menschen auf Gottes Erde. Es fehlt uns nur eines zu unseres Glückes Vollendung — ein Kind."

Afra konnte einen Seufzer nicht unterdrücken.

Schweigend hörte Frau Schindler, düster ihr Gatte zu.

„Nun sind wir viel zu jung," fuhr Henri Argout fort, seiner Gattin einen bedeutsamen Blick zuwerfend, „um ein fremdes Kind zu adoptiren, — auch würde es das Gesetz nicht zugeben. Da bekomme ich durch Herrn Totzenauer die freudige Nachricht, daß ich ein Kind besitze, daß von jener unglückseligen That, die so viel Fluch im Gefolge hatte, auch eine Frucht des Segens existirt, ein Sprößling, von dem Sie Herr Schindler selbst behaupten, daß es nicht Ihr, sondern mein Kind sei. Nie würde ich es gewagt haben, Ansprüche auf das Kind zu erheben, — ich weiß ja recht gut, daß ich kein Recht auf dasselbe habe, — allein wenn Sie selber sagen, daß es mein Kind ist, dann, Herr Schindler, stelle ich die berechtigte Forderung an Sie, — geben Sie mir mein Kind zurück."

„Ich werde dem Kleinen gewiß eine gute Mutter sein," sprach Afra mit rührender Aufrichtigkeit.

Frau Schindler wendete sich ab, ihre Thränen zu verbergen.

Der ehemalige Wirth vom „Häuserl am Rain“ litt furchtbar. Daß er sich das Alles von dem Manne mußte sagen lassen, den er als seinen schlimmsten Feind betrachtete, daß dieser im Stande war, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, das erschütterte ihn bis in's Mark des Lebens; dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirne und krampfhaft hob sich seine Brust.

Er wollte reden, aber er brachte kein Wort heraus.

Dagegen fuhr Argout fort:

„Herr Totzenauer sagte mir, daß beide Ehegatten entschlossen seien, den kleinen François an mich abzutreten.“

„Das heißt,“ würgte Schindler heraus, seiner Gattin einen schmerzlichen Blick zuwerfend, „wenn meine Frau nichts dagegen hat“ — —

„Ich sehe ein, daß es kein anderes Mittel gibt, um den Hausfrieden und unser eheliches Glück wieder herzustellen,“ fiel ihm Frau Schindler entschlossen in's Wort, „mein Herr Vater hat Recht. Was geschehen muß, muß geschehen.“

„Nun, so hole in Gottesnamen den Franzi,“ sprach der gequälte Mann tonlos.

Niemand redete ein Wort, bis die Mutter mit dem Knaben an der Hand aus dem anderen Zimmer zurückkam.

Nun war der Franzi wie alle Kinder; schön gekleidete Leute mit hübschen freundlichen Gesichtern, die ihm freundlich zulächelten, gefielen ihm mehr als finstere, trübe, und als seine Mutter ihn aufforderte, dem fremden Herrn, der schönen Dame die Hand zu küssen, da that er es gerne und ohne alle Scheu.

Afra zog den blühenden Buben an sich und küßte ihn, das Gleiche that Henri Argout.

Dem Eifersüchtigen war es, als ob man ihm ein glühendes Eisen durch's Herz stieße.

Inzwischen hatte Madame Argout eine Düte mit köstlichen Bonbons hervorgezogen, damals eine Seltenheit, — sie hatte dieselben vom Hofzuckerbäcker zu Wien mitgenommen, — Henri aber holte aus dem Vorzimmer ein halbes Dutzend Schachteln, die er öffnete und vor den Knaben hinstellte, der über die Spielsachen, Soldaten, Häuser, Thiere u. s. w. in einen Schrei des Entzückens ausbrach.

„Das gehört Alles Dir, kleiner François,“ sprach der Franzose, „das haben wir Dir mitgebracht.“

„Und wenn Du mit uns gehst, bekommst Du noch viel, — viel mehr,“ setzte die Dame hinzu.

„Wir haben einen großen, großen Garten,“

erzählte Argout dem aufhorchenden Kleinen, „mit wunderschönen Blumen, Aepfeln, Birnen, Pfirsichen, Trauben und Melonen, — einen Teich mit Goldfischen und ein Taubenhaus mit weißen und grauen Tauben, — auch ein kleines Pferdchen, auf dem Du reiten kannst" —

„Und zwei Gaisböcke, die in einen kleinen Wagen eingespannt sind," ergänzte Afra die Beschreibung, „da kannst Du den ganzen Tag herumkutschiren."

Vor Freuden klatschte Franzi in die Hände und seine Mutter am Kleide fassend, rief er:

„Das ist ja wunderschön! — geh'n wir gleich hin, — komm' Vater, zieh' Dich an."

„Nein, Franzi, ich gehe nicht mit," antwortete Schindler mit gepreßter Stimme, „alle diese schönen Sachen bekommst Du nur, weil — weil — jetzt dieser Herr — Dein Vater ist, — weißt Du, der schöne Vater, — von dem ich Dir schon einmal gesagt habe."

Der Ausdruck der Freude verschwand aus den sprechenden Zügen des Knaben.

„Ich will aber all' die schönen Sachen nicht, wenn ich nicht auch meinen Vater dabei haben kann," sagte er, „warum ist denn jetzt dieser Herr mein Vater?"

„Weil Dich Dein früherer Vater mir geschenkt hat,“ sprach Argout.

Rasch stieß das Kind die Schachteln mit den Spielsachen von sich, warf die Düte weit weg, daß das Zuckerwerk auf dem Boden herumflog, rannte auf Schindler zu, und zwischen den Knieen des zitternden Mannes die kleinen Hände faltend, rief der Knabe weinend:

„Bitte, bitte, lieber Vater, schenk' Deinen Franzi nicht her.“

Da brach die mühsam behauptete Fassung des unglücklichen Mannes zusammen — laut schluchzend umklammerte er krampfhaft das Kind, drückte es an sich, als ob man es ihm rauben wollte, und das Köpfchen in seinen breiten Händen bergend, schrie er:

„Nein, nein, — in's drei Teufelsnamen nein! Ich gebe Dich nicht her, mein Buberl, — eher müßten sie mich todtschlagen. Ich will sehen, wer mir mein Kind nehmen kann. Eher soll Haus und Hof und Alles hin sein, aber mein Kind, — mein liebes Kind laß ich nicht von mir!“

Und neuerdings zog er den Knaben an sich und erstickte ihn fast mit Küssen.

Ein Schimmer freudiger Verklärung flog über das blasse Antlitz der Mutter, welche wie zum Dankgebete die Hände faltete.

Madame Argout trocknete sich die Augen.

Der Franzose aber lächelte wehmüthig und sprach:

„Ei, Herr Schindler, wo die Stimme der Natur so laut redet, da hat ein Anderer kein Recht, darein zu reden. Wo sich das Herz kundgibt, wie hier, da muß der Verstand folgen. Gott selbst hat gesprochen; das Kind ist — Ihr Kind, Monsieur Schindler, und mir fällt es nicht ein, einem Vater sein geliebtes Kind wegzunehmen, — behalten Sie den Knaben, — er ist Ihr Sohn, — wie man's an seinem Gesichte sieht."

„Du bleibst bei mir, Franzi!" murmelte Schindler abermals, wie aus einem bösen Traume erwachend.

Da öffnete sich die Thüre und herein trat der alte Totzenauer in Reisekleidern, mit der Miene des Triumphes, schritt auf seinen Schwiegersohn zu, stemmte den Arm in die rechten Seite und sagte:

„Na, Er gußeiserner Retzer-Schädel, — wird Er endlich einmal zur Raison kommen? Ich hab' Alles mit angehört, da ich schon mit Herrn und Madame Argout angekommen und dort hinter der Thüre gestanden bin. Es freut mich, daß sein gutes Herz den Sieg über seinen Querkopf davon-

getragen, welcher statt eines wohlconditionirten Gehirnes mit Hobelscharten*) angefüllt scheint."

Stillschweigend ließ sich der glückliche Vater all' diese Schmeicheleien gefallen, sich begnügend, sein Kind an's Herz zu ziehen und zu küssen.

„Hoffentlich wird der Herr Sohn jetzt gut thun," schloß der alte Thorwart seine Strafpredigt, „laß' Er es auf keine zweite Probe ankommen, — sondern behandle Er mir fortan Sein braves Weib, Sein liebes Kind, wie sie's verdienen, verstanden? Dann werden wir gute Freunde bleiben."

Und der alte Mann streckte dem jungen die Hand entgegen.

Herzlich schlug Schindler in die dargebotene Rechte und rief:

„Ich verspreche es, Herr Schwiegervater, und der Teufel soll mich quintelweis zerreißen, wenn ich nicht Wort halte."

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Unsere Geschichte wäre hiermit zu Ende, denn Koloman Schindler hat Wort gehalten und sein Sohn Franz wurde der Stammvater einer zahlreichen Familie, deren Glieder jetzt noch in Hernals,

---

*) Hobelspäne.

Ottakring, Dornbach als reiche Leute leben; selbstverständlich mußten wir aus Familien-Rücksichten einen anderen, allgemein vorkommenden Namen wählen.

Dieselbe Rücksicht leitete uns auch bei dem Namen Argout; denn der sehnliche Wunsch des natürlichen Sohnes der Gräfin Unteil-Sarmage ging in Erfüllung, Afra machte ihn zum Vater blühender Kinder.

Bei allen industriellen Unternehmungen, die in der großen Leitha-Ebene entstehen, findet man noch heut' zu Tage einen französischen Namen unter den Leitern verzeichnet. Es sind Nachkommen jenes Voltigeurs, dessen Namen wir natürlich ändern mußten, und derjenige, der mir bei einer Flasche Veuve Cliquot die Geschichte erzählte, als mich der Sturm zwang, aus dem unwirthlichen Steinfelde in das prachtvolle Haus des reichen Fabriksherrn zu flüchten, war ein Enkel des

Eingemauerten vom blauen Herrgott.

Ende.

Langer, Anton

Der Eingemauerte Volks-Roman aus der Franzosenzeit von Anton Langer. 2. Roman der 'Ein Silbergroschen-Bibliothek', herausgegeben von F. J. Singer.
1. Jahrgang
Bd.: 2

Berlin ca. 1871